

p.s.

DIE LINKE ZÜRCHER ZEITUNG
NR. 42 / 01. DEZEMBER 23

P.S. am Bildschirm

SECHS WOCHEN NACH ERSCHEINEN IST P.S. ALS INTEGRALES PDF ONLINE EINSEHBAR.

PSZEITUNG.CH/ARCHIV

Mit LOOP



RÜMLANGER BESETZER:INNEN

Aus dem Wald geholt und zur Kasse gebeten

SEITE 15

JUGEND UNTER DRUCK
**Angst, Depression,
Überforderung**

S.14

IM GESPRÄCH
**Aufklärung
auf Augenhöhe**

S.12 - 13

«RICARDO ET LA PEINTURE»
Das Lebenselixir Kunst

S.19

Lokalkunst

An Donnerstagen, zum Beispiel am 28. Dezember, sofern arbeitsfrei ist, wäre es theoretisch möglich, sämtliche drei respektive fünf Ausstellungen der



Philipp Hänger «Marks of No Return», 2023

jährlich wiederkehrenden Schauen von Regionalkünstler:innen in Rapperswil/Jona, Winterthur und Aarau an einem Tag anzuschauen, weil dann Ausstellungenorte erst um 20h schliessen. Zum Beispiel so: S11 Zürich HB ab 10.09h, Jona an 10.43h. S5 Rapperswil ab 12.59h, Rüti an 13.06h. S26 Rüti ab 13.11h, Winterthur an 14.17h. S11 Winterthur ab 16.39h, Aarau an 17.42h. RegioExpress Aarau ab 19.54h, Zürich HB an 20.22h. So blieben pro Ort rund zwei Stunden Zeit inklusive Wege. Selbstverständlich gehts einzeln abgeklappert auch gemächlicher. *froh.*

«Grosse Regionale», bis 28.1.24, Alte Fabrik und Kunst(Zeug)Haus, Rapperswil/Jona. «Auswahl 23. Gastkünstlerin: Olivia Wiederkehr», 2.12. bis 7.1.24, Aargauer Kunsthau, Aarau. «Dezemberausstellung: Überblick 2023», 9.12. bis 7.1.24, Kunsthalle und Kunst Museum Winterthur, beim Stadthaus, Winterthur.

Aktivismus

Neulich an einem Tresen beim Feierabendbier, also gegen 23 Uhr in einem schon recht leeren Lokal, kams zu einem lustigen Stelldichein mit der halb abgeschminkten, subversiv trümmeruntigen Untergrundaktivistin Klamydia von Karma, bürgerlich Postdoktorand der



Pflanzenevolutionsgenetik an der ETH, weshalb der angespickerte Exkurs darüber, dass beherzter subkultureller Aktivismus als intrinsische Dringlichkeit gefühlt auch schon grössere Verbreitung

fand, mit dem knapp noch freundlichen Rausspediertwerden zu seinem vernunftgetriebenen Ende kam. Jetzt hostet die im zivilgesellschaftlichen Engagement für die Erhaltung von subkulturellen

Freiräumen inklusive dem dazugehörigen Aufmerksamkeit schüren und die notwendigen Mittel generieren erfahrene Aktivist:in die aufregendste Charity zum Welt-Aids-Tag. *froh.*

«Welt Aids Tag», Fr, 1.12., 18h, Wasserkirche, Zürich. Konzert SchmaZ, anschl. Lichtspaziergang bis zum Fraumünster. «Velvet Rage» mit Klamydia von Karma, 21.30h, Moods, Zürich.

Widerstand

Bereits während der iranischen Revolution 1979 waren die Frauen eine der zentralen Säulen für den Erfolg der Absetzung von Schah Reza Pahlavi und die folgende (wenngleich durchkreuzte) Übergabe der Macht an die Bevölkerung. Deren Einstehen für die Rechte der Frau und gegen die Schleierpflicht wirkt ungeheuer aktuell. Vier Aktivistinnen der französischen Frauenbefreiungsbewegung haben ihnen im Kurzfilm «Mouvement de



la libération des femmes iraniennes, année zéro» ein Denkmal gesetzt, dem jetzt im Themenmonat «Women of Iran» im Kino Nische mit anschließendem Gespräch mit einer Fachperson erinnert wird. Das Filmprogramm von Jennifer Wittmann orientiert sich allein inhaltlich entlang der durch kämpferische Frauen errungenen Freiheiten seither, bringt also an sich nichts Neues auf die Leinwand, ermöglicht dafür die Kontextualisierung ihres jahrzehntelangen Widerstands. *froh.*

«Women of Iran», sonntags, 3. bis 31.12., je 19.30h, Kino Nische im Kulturzentrum Gaswerk, Winterthur.

Therapiestunde

Beim Versuch, am frühen Sonntagabend von Aussersihl über die Limmat ins Theater zu gelangen, manifestierten sich zwei einander zuwiderlaufende Massenphänomene als augenscheinlich: Weihnachtsshopping ist Bürgerpflicht und deren strebsame Erfüllung fördert zielgerichtet den Unmut. Gut, bieten Viviane Chassot und Jürg Kienberger weitab der Zürcher Bahnhofstrasse acht mal achtzig Personen eine «öffentlich dargebotene, unkonventionelle und abendfüllende Therapiestunde – mit Witz, Tiefsinn und feinsten Musikalität», die sie kurzerhand «AtemNoten» nennen. Also nicht

alleiniges Durchatmen und Kopflüften, sondern eine weit über das Offensichtlichste hinausweisende, ebenso physisch erlebbare, dauerhaft anhaltende Verführung dazu, die ganzjährig zielführenden



Nichtigkeiten wie Empathie, Zuneigung und Freude völlig gelassen und entspannt sich, auch als gemeinsames Wohlgefühl bekannt, ausbreiten zu lassen. *froh.*

«AtemNoten», Do, 7. bis Sa, 16.12., 20h (Sa, 18h), Theater Ticino, Wädenswil.

Selbstermächtigung

Das Vorangehen mit positivem Beispiel gehört zu den schlagkräftigsten Methoden für eine Veränderung eingeschliffrer Vorbehalte. Schiebt eine Mehrheitsgesellschaft unbequeme Themen als Tabu weit von sich und ewig vor sich her, vergisst sie darüber nicht selten, dass sie damit auch eine Diskriminierung befördert. Sexualität von Menschen mit Behinderung ist so ein Grundrecht, das gleich doppelt aneckt. Das Theater

Hora unter der Regie von Yana Rüger schliesst sich für die «Schule der Liebenden» mit Melanie Bonajo und Daniel Cremer zusammen, um sich äquivalent zu einer



(Bild: Melanie Bonajo)

Wünsch-dir-was-Utopie eine Lebensschule ersinnen und entsprechend auch performativ verkörpern, in der Lust, Berührung, Nähe, Genuss und der Mut zur Selbstbestimmung gelehrt werden. Das Motto «everybody has the right to orgasm» wird ganz sicher nicht pornografisch, aber umso dezidierter eingefordert. *froh.*

«Schule der Liebenden», Fr, 8.12. bis 7.1.24, 20h (So, 18h), Shedhalle in der Roten Fabrik, Zürich.

Corona-Risikopersonen sollten sich jetzt impfen lassen

«Eine Impfung für die Corona-Risikogruppen ist jetzt dringend», sagt Steve Pascolo, Immunologe am Universitätsspital Zürich und einer der Väter der mRNA-Technologie, die für die Herstellung der Moderna- und Pfizer/BioNTech-Impfstoffe verwendet wird. Die Zukunft dieser Technologie sieht er aber auch im Bereich von Krebspräventivimpfungen und Krebstherapien.

Matthias Erzinger

Herr Pascolo, aktuell hört man, dass die Coronazahlen stark angestiegen sind. Wie beurteilen Sie die Situation?

Wir alle wissen, dass es im Herbst vermehrt Infektionen durch Viren in den Atemwegen gibt. Vor 2020 hatten wir die Erkältungen, Grippe. Jetzt haben wir zusätzlich Covid 19. Wir werden mit Covid durch den Winter kommen, so wie wir es mit der Grippe bereits früher gemacht haben. Und so wie sich Risikogruppen gegen Grippe impfen lassen, sollten sie sich auch gegen Covid 19 impfen lassen.

Eigentlich nimmt man ja Corona kaum mehr wahr: Wer sind denn die Risikogruppen, für die eine Impfung Sinn ergibt?

Es sind alle über zirka 65-jährigen, schwangere Frauen, Personen mit hohem Gewicht, Diabetes, chronischen Lungenkrankheiten oder Immunschwächen, zum Beispiel nach Krebstherapien.

Wurden die Impfstoffe gegen Covid in den letzten zwei Jahren weiterentwickelt? Weiss man inzwischen mehr über die Nebenwirkungen?

Die Impfstoffe wurden laufend angepasst, so an verschiedene Covid-Varianten wie zum Beispiel die Omicron-Variante. In den letzten Jahren wurden mehrere Milliarden Impfdosen verabreicht. Grundsätzlich sind die Nebenwirkungen vernachlässigbar geblieben. In ganz seltenen Fällen gab es schwere Verläufe nach Impfungen. Die mRNA-Impfstoffe haben ein ausgezeichnetes Sicherheitsprofil.

«Die mRNA-Technologie eröffnet neue Perspektiven im Bereich der Krebstherapien, zum Beispiel bei der Bekämpfung von Metastasen.»

Steve Pascolo

Helpen die Impfungen bei Long-Covid-Patient:innen?

Wir empfehlen, sich bei Long-Covid impfen zu lassen. Dadurch können die Symptome abgeschwächt werden und der Verlauf wird gemildert.



Steve Pascolo ist einer der Väter der mRNA-Impfstoffe, welche 2020 erstmals weltweit breit eingesetzt wurden, um die Corona-Pandemie zu bekämpfen. Er war von 2000 bis 2006 wissenschaftlicher Leiter der Firma Curevac, welche Pionierarbeit auf dem Gebiet der mRNA-Impfstoffe leistete. Ursprünglich fokussierte er den Einsatz dieser Impfstoffe im Bereich der Krebstherapie. Seit 2006 ist er an der Universität Zürich tätig und koordinierte hier die mRNA-Forschung bezüglich Krebs. (Bild: zvg)

Sie kommen ursprünglich aus der Krebsforschung. Gibt es inzwischen auch Impfstoffe gegen Krebs? Für welche Arten von Krebs eignet sich die mRNA-Technologie?

mRNA-Impfstoffe gegen Krebs sind noch keine zugelassen. Ich habe die erste klinische Studie mit einem mRNA-Impfstoff im Jahr 2003 durchgeführt, und das war ein Impfstoff gegen Melanome. Aber auch Impfstoffe gegen Prostatakrebs oder Brustkrebs befinden sind in der Entwicklung, allerdings dauern klinische Studien sehr lange. Momentan rechnen wir aber in den nächsten Jahren mit der Validierung der ersten Impfstoffe in diesem Bereich. Die können dann helfen, dass der Krebs nicht wieder auftaucht.

Wie steht es um Krebstherapien?

Auch im Bereich Krebstherapien sind in den letzten Jahren mit der mRNA-Technologie grosse Fortschritte gemacht worden. Sie kann insbesondere bei Metastasen helfen, diese zu bekämpfen. Aber die mRNA-Technologie eröffnet auch neue Möglichkeiten bei Herz- und Lungenkrankheiten.

Theoretisch könnte die mRNA-Technologie praktisch bei allen Krankheiten zur Prävention oder zur Therapie hilfreich sein. Nicht zuletzt wegen diesen Perspektiven haben auch Grundlagenforscher:innen der mRNA-Technologie dieses Jahr den Nobelpreis in Medizin zugesprochen erhalten.

WO IMPFEN?

Den nächsten Impfstandort finden Sie im Kanton Zürich über die Website der Gesundheitsdirektion: zh.ch/de/gesundheitsdirektion.html und dann über Coronavirus. Da können Termine direkt gebucht werden. Aktuell besteht teilweise eine Wartezeit von einigen Tagen.

Das Interview entstand für NGW-Radio, den Podcast der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Winterthur. Eine ausführliche Fassung kann hier nachgehört werden: <https://qrc0.de/bealXH>

Ein Allerlei-Tag

Der Kantonsrat befasste sich an der Doppelsitzung vom Montag mit einer Fülle von Themen. Neben der Abnahme von Jahresberichten ging es um Kulturgelder, Gebühren bei Beistandschaften, Ertrag aus Kontrollschildern, um unfreiwillige Freiwilligkeit von Arbeit Asylsuchender, um Notstandsgesetzgebung und um den Eigenmietwert bei unbenutzten Zimmern.

Koni Loepfe

Der Kantonsrat kontrolliert in der Regel (ausser die staatlichen Zahlungen werden neu geregelt, was nächstes Jahr der Fall sein wird) bei den fünf anerkannten Kirchen lediglich, ob von ihnen genügend staatliches Geld für Gesellschaftliches ausgegeben wurde. Was problemlos zutrifft. Trotzdem dauerte der gegenseitige Austausch von Höflichkeiten zwischen Politik und Kirche und einiger kritischer Anmerkungen (diesmal von der FDP-Kantonsrätin Corinne Hoss gegen den Zürcher Grossmünsterpfarrer wegen seines Engagements für die Konzerninitiative) gegen zwei Stunden.

Paul von Euw und seine SVP bewirtschafteten dann das Thema Stadt-Land, diesmal bei der Kultur. Vor allem Zürich und Winterthur erhalten nach ihm für ihre Kulturleistungen, die oft vor halbleeren Sälen stattfinden, viel zu viel Geld vom Kanton im Vergleich zu den Laientheatern auf dem Land. Sein Vorschlag: Jeder Einwohner:in des Kantons soll einen Kulturgutschein erhalten, den sie oder er zur Verbilligung des Eintritts nutzen kann. So würde jene Kultur gefördert, die ein Publikum findet und nicht den Segen einer Kulturkommission. Die SVP blieb mit dieser Auffassung alleine. Alle anderen erklärten, dass Theater eine finanzielle Planungssicherheit benötigen und dass, wenn schon, das Modell der SVP die Kultur im Effekt noch mehr auf die Stadt konzentrierte.

Wer ist zuständig?

Mit einer Motion verlangte René Isler (SVP), dass Eltern, wenn sie für ihre behinderten Kinder nach dem 18. Altersjahr die Beistandschaft führen, dafür keine Gebühren bezahlen müssen. Es ist so, dass auch Eltern bei einer Beistandschaft jährlich einen Bericht an die Kesb schreiben müssen und diese ihn auch kontrolliert. Dafür erhebt sie eine Gebühr von wenigen Hundert Franken, die erlassen werden kann. René Isler verlangt nun eine grundsätzliche Streichung dieser Gebühr, da die Eltern dem Staat eine Aufgabe abnehmen, die eigentlich seine wäre – nämlich die Fürsorge für Personen über 18 Jahre. Die Diskussion drehte sich teilweise darum, ob der Bericht nötig sei (was der Motionär nicht bestritt) und vor allem darum, wer dafür zuständig sei. Beat Bloch (CSP/Grüne Fraktion) vertrat den Standpunkt der Ablehner:innen der Motion am klarsten: Die Kesb sei verpflichtet, die Berichte zu verlangen und zu kontrollieren (auch zwischen Eltern und Kindern existiert Missbrauch), und diese Aufwendung müsse wie jede andere staatliche Leistung mit ei-

ner Gebühr entschädigt werden. Andere betonten, dass sie bereits heute erlassen werden könne und dass eine Änderung beim Bund im Gange sei. Regierungsrätin Jacqueline Fehr stellte fest, dass die Kesb in der Kompetenz der Gemeinden sei und diese auch die Höhe der Gebühr festlegten. Mit Stichentscheid der Ratspräsidentin Sylvie Matter gab es ein Nein zur Motion. René Isler gibt sich damit nicht zufrieden: Mit einer Parlamentarischen Initiative, die so formuliert ist, dass auch die EVP mitmacht, unternimmt er einen zweiten Versuch.

«Überlassen sie es mir»

Nachdem zu Beginn des Nachmittags die Leistungen des Forensischen Instituts Zürich ausgiebig gewürdigt worden waren, befasste sich der Rat mit einer Motion von Karl Heinz Meyer (SVP). Er will die Einnahmen aus dem Erlös der Versteigerung von Kontrollschildern (rund fünf Millionen Franken pro Jahr) von der allgemeinen Staatskasse in den Strassenfonds umleiten. Diesem gehe wegen der zunehmenden Anzahl Elektrofahrzeuge, die keine Verkehrsabgaben zahlen, und wegen der Abgaben an die Gemeinden langsam aber sicher das Geld für den Bau von Strassen aus. Mit dem Erlös aus den Versteigerungen der Strassenschilder, die ja in einem direkten Zusammenhang mit dem Verkehr stünden, könne man diesen Niedergang etwas bremsen.

Die linke Ratsseite will entweder wie Felix Hoesch (SP) nicht mehr Strassen bauen oder findet wie Franziska Barmettler (GLP), es brauche das Mobility Pricing und nicht so ein falsches Heilmittel. Donato Scognamiglio (EVP) bewunderte, wie Mario Fehr und seine Leute aus Blech viel Gold machen und fand, man solle es so lassen, wie es sei, um die Motivation nicht zu beschädigen. Zu dieser Ansicht kam auch Regierungsrat Mario Fehr: «Überlassen Sie dies jenem, der es am besten kann, nämlich mir.» Leute, die diese Schilder ersteigerten, seien Vermögende, die diese Beträge aus Sammlergründen bezahlten, und das habe mit einer Gebühr nichts zu tun. Mit 87:86 Stimmen (SVP, FDP, Mitte) überwies der Rat die Motion, und so muss Mario Fehr nun eine entsprechende Vorlage ausarbeiten, die er in spätestens zwei Jahren dem Kantonsrat nochmals zur Ablehnung empfehlen kann.

Asyl und Wohnen

Eine emotionale Debatte entspann sich um eine Motion von Patrick Walder (SVP), der ver-

langte, dass Asylsuchende zur Finanzierung ihrer Unterstützung obligatorisch gemeinnützige Arbeit verrichten sollten. Selbstverständlich betonte er dabei die schwere Belastung der Gemeinden durch Asylsuchende, die oft eher Wirtschaftsflüchtlinge seien, die lieber von den Sozialleistungen als von der Arbeit lebten. Mandy Abou Shoak und Leandra Columberg (beide SP) gaben heftig zurück: Das Verlangte sei nichts anderes als Zwangsarbeit und Sklaverei. Damit werde eine rote Linie überschritten. Alle anderen Fraktionen lehnten die Motion mit unterschiedlicher Heftigkeit ab. Mario

«In der schwierigen Asylsituation ist jeder Vorschlag eine Hilfe. Aber wenn Sie etwas verlangen, was ganz klar verboten ist, hilft das niemandem. Punkt.»

Mario Fehr, Regierungsrat

Fehr traf für einmal den Punkt: «In der schwierigen Asylsituation ist jeder Vorschlag eine Hilfe. Aber wenn Sie etwas verlangen, was ganz klar verboten ist, hilft das niemandem. Punkt.»

Eine eingehende Debatte ergab sich zu einem Detail der Eigenmiete: Kann man beweisen, dass man Räume (etwa nach dem Tod des Partners) eines Hauses nicht mehr bewohnt, kann man dafür bei der Berechnung der Eigenmiete einen Abzug machen. Diesen Abzug will Sonja Gehrig (GLP) mit einer Parlamentarischen Initiative streichen. Was Stefan Schmid (SVP) als Beginn eines Verkaufszwangs betrachtet und Tobias Langenegger (SP) als Möglichkeit, Dörfer zu beleben. Mit 82 Stimmen wurde die Initiative zur Weiterbearbeitung überwiesen.

Einstimmig überwiesen wurde eine weitere Initiative, die die Notstandsmassnahmen gesetzlich klarer reguliert. Regierungsrat und Kantonsrat haben in der Pandemie bekanntlich gut zusammengearbeitet. Aber sie taten dies in einem gesetzlichen Leerraum, vor allem bei den Wirtschaftshilfen. Diese Lücke soll nun geschlossen werden, wobei die Ansichten in den Details noch ziemlich auseinandergehen.

Von Datenschutz bis Schulwegsicherheit

Der Zürcher Gemeinderat bewilligte Beiträge fürs Haus Konstruktiv und überwies drei dringliche Postulate zum Thema Schulwegsicherheit.

Nicole Soland

Vor der Sitzung des Zürcher Gemeinderats am Mittwochabend waren vor dem Rathaus Hard ein roter Teppich mit aufgemaltem Velozeichen und eine Rikscha zu bewundern. Grund dafür war die Petition mit 4742 Unterschriften für «12 autofreie Tage in Zürich», die Veloaktivist:innen Stadträtin Karin Rykart überreichten. Zum Auftakt der Rats-sitzung gab es Reden, viel Lob und Blumen für Marcel Studer, den Datenschutzbeauftragten der Stadt, der nach 18 Jahren per Ende Dezember aufhört. Er hatte am 2. Februar 2005 als Stellvertretung für ein halbes Jahr angefangen und wurde dann per 1. September 2005 als Datenschutzbeauftragter gewählt, fasste Ratspräsidentin Sofia Karakostas in ihrer Würdigung zusammen. Seit seiner ersten Wahl habe ihn der Gemeinderat fünfmal bestätigt, jedes Mal «völlig unbestritten», fügte sie an. Stadtpräsidentin Corine Mauch richtete den Dank des Stadtrats aus, bevor sich der Rat dem Traktandum widmete, das den Anlass für die Würdigung geboten hatte, dem Bericht der Datenschutzstelle für die Jahre 2021–2022. Die Sprecherin der Geschäftsprüfungskommission (GPK), Maleica Landolt, wies auf die Vielfalt der Themen hin, mit denen sich die Datenschutzstelle befasst hatte, von Videoüberwachung über zunehmende Digitalisierung bis zu Veränderungen im Zusammenhang mit der Revision des Gesetzes über die Information und den Datenschutz (IDG). Die GPK bedanke sich bei Marcel Studer und seinem Team für den grossen Einsatz und spreche sich einstimmig für die Abnahme des Berichts aus, schloss sie. Dem folgte das Plenum ohne weitere Diskussion mit 110:0 Stimmen.

Geld für Kunst...

Wie bereits letzte Woche (siehe P.S. vom 24. November) war erneut die Rede vom Haus Konstruktiv, und einige Redner:innen griffen auch jene Diskussion um den Standort Selnau wieder auf. Doch traktandiert war dieses Mal eine «gewöhnliche» Kulturvorlage, nämlich die Beiträge 2025–2028 sowie der Einmalbetrag für den Standortwechsel. Konkret ging es darum, der Stiftung für konstruktive, konkrete und konzeptionelle Kunst für das Jahr 2025 einen Beitrag von 1,55 Millionen Franken und für die Jahre 2026–2028 einen wiederkehrenden Beitrag von jährlich 1,83 Millionen Franken zu bewilligen. Zudem sollte die Stiftung für den Umzug des Museums an den neuen Standort im Löwenbräu-Areal neue einmalige Ausgaben von 4,1 Millionen Franken erhalten – in Form eines Einmalbeitrags von 3,6 Millionen für

den Standortwechsel sowie einer halben Million Franken als Eventualverpflichtung für die Bürgerschaft, die die Stadt gegenüber der Löwenbräukunst AG übernimmt. Die zwei weiteren Punkte der Vorlage umfassten die jährliche Anpassung des wiederkehrenden Beitrags an die Teuerung sowie die bei Kulturvorlagen übliche Klausel (die AL und Grüne stets ablehnen), dass sich die Subvention reduziert, wenn die Stadt in der Rechnung ein Eigenkapital von weniger als 100 Millionen Franken ausweist.

Die SVP lehnte die jährliche Anpassung an die Teuerung ab, sagte Stefan Urech. Er habe nichts gegen das Haus Konstruktiv, es leiste tolle Arbeit, schickte er voraus, doch es bekomme von der Stadt seit Jahren immer mehr Geld, und jetzt sei es einfach zu viel: «Sie haben kein Mass in der Subvention von Kunst!», warf er der linksgrünen Ratsseite vor. Mit dem Antrag zur Teuerung blieb die SVP jedoch allein. Den Antrag zur Subventionsreduzierung lehnten AL und Grüne ab, und die GLP enthielt sich der Stimme. Die wiederkehrenden Beiträge kamen mit 88 gegen 12 Stimmen (der SVP) und bei 15 Enthaltungen (der GLP) durch, und beim einmaligen Beitrag an die Umzugskosten lautete das Resultat 89:12 (der SVP) bei 15 Enthaltungen (der GLP).

...und Debatte um Schulwege

Nach der Pause stand an der gut fünfstündigen Sitzung die Schulwegsicherheit im Fokus. Drei dringliche Postulate zum Thema wurden gemeinsam behandelt: Balz Bürgisser und Matthias Probst (beide Grüne) und zwei Mitunterzeichner:innen forderten die «Zuteilung der Kinder der Siedlung Andreasark zur Schule Leutschenbach mindestens für den Kindergarten und die Unterstufe». Der Ablehnungsantrag dazu kam von der AL-Fraktion. Reto Brüesch und Stefan Urech (beide SVP) forderten die «flexiblere Zuteilung der Schulkinder an den Grenzen von Schulkreisen unter Berücksichtigung der Schulwegsicherheit». Auch dieses Postulat lehnte die AL ab. Michael Schmid und Andreas Kirstein (beide AL) verlangten die «Verbesserung der Schulwegsicherheit zum neuen Schulhaus Thurgauerstrasse für die Kinder aus dem Quartier Leutschenbach, insbesondere aus der Siedlung Andreasark». Hierzu hatte die SVP-Fraktion den Ablehnungsantrag gestellt.

Einig war man sich darüber, dass die Kinder aus der Siedlung Andreasark, die zurzeit in die Schule Leutschenbach gehen, einen guten Schulweg haben, nämlich rund vierhundert Meter ver-

kehrsarmer Strecke, die auch für Chindsgikinder geeignet ist. Das Problem: Die Siedlung Andreasark gehört zum Schulkreis Glatttal, die Schule Leutschenbach zum Schulkreis Schwamendingen, und normalerweise gehen die Kinder im «eigenen» Schulkreis zur Schule. Deshalb sollen die Kinder aus der Siedlung Andreasark, die dazumal neu in den Kindergarten bzw. die erste oder vierte Klasse der Primarschule eintreten, ab August 2024 im neu gebauten Schulhaus Thurgauerstrasse unterrichtet werden. Der Weg vom Andreasark dorthin ist allerdings alles andere als verkehrssarm, führt er doch über die Hagenholz-, Leutschenbach- und Thurgauerstrasse, die teils mehrspurig sind und viel Verkehr aufweisen.

«Ich finde es lustig, dass wir der SVP erklären müssen, was Grenzen sind.»

Sophie Blaser, AL

In der Debatte begründete Sophie Blaser (AL) die Ablehnung der beiden ersten Postulate damit, die Zuteilung der Kinder zu den Schulhäusern obliege den jeweiligen Kreisschulbehörden, nicht dem Gemeinderat. Wolle man etwas ändern, müsste man «die Verschiebung der Schulkreisgrenzen» fordern. Reto Brüesch hingegen plädierte für «mehr Flexibilität an den Schulkreisgrenzen» und sagte, die Länge und Gefährlichkeit der Schulwege sollte besser beachtet werden. Sophie Blaser entgegnete ihm, sie finde es «lustig, dass wir der SVP erklären müssen, was Grenzen sind». Balz Bürgisser erinnerte daran, dass die Kinder vom Andreasark, die in die Schule Leutschenbach gehen, seit 14 Jahren im «falschen» Schulkreis unterrichtet würden. Michael Schmid (AL) erklärte, Tempo 30 an der Hagenholzstrasse wäre eine «einfache und rasch umsetzbare Massnahme» für einen sichereren Schulweg. Darauf schien Johann Widmer (SVP) gewartet zu haben: Er entgegnete, der linksgrünen Ratsseite gehe es gar nicht um die Schulkinder, sondern nur darum, mal wieder Tempo 30 zu fordern. Sven Sobernheim (GLP) sagte, er heisse die AL willkommen bei den «technokratischen Parteien – ihr habt uns um Längen überholt»... Nach ausführlicher Debatte wurden alle drei Postulate überwiesen.

Budget 2024: Keine grossen Angriffe im Stadtparlament

Zum zweiten Mal in Folge wird das Winterthurer Stadtparlament voraussichtlich beim Budget keine grossen Änderungen an der Stadtratsvorlage vornehmen. Dies hat die Eintretensdebatte vom Montag gezeigt. Blüten muss daher die Kultur. Verabschiedet wurde im Eiltempo eine Vorlage zur Sanierung der Pensionskasse.

Matthias Erzinger

Vor der Budgetdebatte verabschiedete das Winterthurer Stadtparlament im Eilverfahren eine Kommissionsvorlage zur Sanierung der Pensionskassen. Das jahrelange Zehren um eine Ausfinanzierung der städtischen Pensionskasse hat damit die zweitletzte Hürde genommen (siehe P.S. vom 10.11.23). Nun folgt im kommenden Frühjahr noch die Volksabstimmung. Gegenüber der städtischen Vorlage soll die Pensionskasse keinen fixen Kredit erhalten, sondern nur nach Bedarf Tranchen eines 120 Millionenkredites beantragen können. Zudem wird der Schlüssel für die Aufteilung der Pensionskassenbeiträge zu Lasten der Angestellten verschlechtert: Statt im Verhältnis 65 zu 35 Prozent, wie das der Stadtrat vorgeschlagen hatte, gilt nun eine Aufteilung von 60 zu 40 Prozent.

Das grosse Jammern

Die Eintretensdebatte zum Budget 2024 geriet zum mehrstimmigen Jammerkonzert – nicht über die eigentliche Vorlage des Stadtrates, sondern vor allem über «den mangelnden Einfluss» des Parlamentes. Von ganz links (AL) bis zur GLP und FDP wurde laut darüber nachgedacht, dass das Parla-

Die Eintretensdebatte geriet zum mehrstimmigen Jammerkonzert – nicht über die Vorlage des Stadtrates, sondern vor allem über «den mangelnden Einfluss» des Parlamentes.

ment ja nur minimale Korrekturen vornehmen könne, da der Spielraum begrenzt sei. Nicht beteiligen an diesem Konzert wollten sich die SVP, die SP und die Grünen. Während der SVP-Sprecher dem Parlament vorwarf, sich selbst zuwenig ein-

zuschränken und immer wieder Forderungen mit Kostenfolge zu stellen, hielt SP-Sprecherin Regula Keller fest, dass die Vorlage keine grossen Angriffsflächen biete – abgesehen davon, dass schon der Stadtrat Kürzungen bei der Kultur vornehmen wolle.

Auch die mittelfristigen Perspektiven – die von jeder Verwaltung grundsätzlich immer relativ düster gezeichnet werden, um später auf positivere Abschlüsse verweisen zu können – boten ausreichend Redestoff. Dem Stadtrat wurde vorgeworfen, keinen Plan zur Vermeidung dieser düsteren

Als Ausweg hielt Regula Keller (SP) fest, dass eine Steuererhöhung wieder in Betracht gezogen werden müsse.

Perspektiven vorgelegt zu haben. Als Ausweg hielt Regula Keller (SP) fest, dass vermutlich auch eine Steuererhöhung wieder in Betracht gezogen werden müsse. Wesentliche Gründe für höhere Ausgaben sind u.a. die steigenden Schülerzahlen – «diese zeigen, dass Winterthur attraktiv für Familien ist», so Regula Keller – und die Ausgaben zur Erreichung der durch das Parlament und die Stimmberechtigten festgesetzten Klimaziele. Kein Thema bildete einer der Gründe für die «düsteren Aussichten», nämlich die verschiedenen Senkungen der Unternehmenssteuern.

Kürzungen bei der Kultur

In der Detailberatung wurde lediglich das Departement Präsidiales behandelt. Kürzungsanträge gab es keine, hingegen sah bereits die Vorlage eine Kürzung der Projektkredite für Kulturschaffende um 100 000 sowie von 50 000 für Kulturmarketing vor. Ein Antrag der SP, auf diese Kürzungen zu verzichten, wurde von einer Mehrheit von EVP bis SVP abgelehnt. Trotz den gebetsmühlenartigen Bekenntnissen der meisten Parteien zur «lebendigen Kulturstadt».

FORUM

Die SP zu ihrem Glück zwingen?

Ich bedaure es, dass die Mitglieder der Vereinigten Bundesversammlung wenig Bereitschaft zeigen, vom ihnen zustehenden Recht, die oberste Landesbehörde ohne Instruktion zu wählen, Gebrauch zu machen und damit ihrer Pflicht, die Fähigsten zu mandatieren, in voller Verantwortung nachzukommen. Sei es die Angst vor Retourkutschen, die Abneigung gegen starke Figuren, das Bedürfnis, dem Gegner Marionetten unterzujubeln oder irgendwelche Ränkespiele anderer Art – die Wahlbehörde zeigt sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Die Fraktionen verstärken diese Tendenz durch ihre Neigung, Kandidierenden nahe der Parteilinie den Vorzug zu geben, wichtigere Qualitäten ausser acht zu lassen und Nichtgenehmen unsinnige Versprechen abzurufen.

Als Sozialdemokrat, der sich einer pointierten linken Position zuordnet, bin ich irritiert vom Entscheid meiner Bundeshausfraktion. Gerade mal 29 bzw. 27 Köpfe haben entschieden, wer aufs Ticket kommt und damit die besten Chancen hat. Das entspricht nicht einmal einem Achtel der insgesamt 246 Stimmberechtigten – wahrlich keine Meisterleistung der Demokratie.

Ich bin überzeugt, dass ein Bundesrat Jositsch die beste Gewähr dafür bieten würde, dass die Mehrheit meiner Anliegen in der Regierung bestmöglich vertreten würde. Die parteiinternen Vorwürfe an seine Person kann ich nicht nachvollziehen oder erachte sie als irrelevant.

Ich nehme Jositsch seit Jahren als solidarisches, zugängliches Parteimitglied wahr, der die Gabe hat, breite Kreise zu überzeugen und sehe ihn damit in einer Linie mit Hans-Peter Tschudi, dem «Vater der AHV», mit Willi Ritschard, dem «Büezer im Bundesrat», und Otto Stich, dem «Widerborstigen», die allesamt gegen den Willen ihrer Fraktion gewählt wurden und sich als ausgespro-

IMPRESSUM

P.S., die linke Zürcher Zeitung, Auflage: 2450 Ex.

Herausgeber: P.S. Verlag, Hohlstr. 216, 8004 Zürich

Druck: CH Media Print AG, St. Gallen.

Redaktion: Min Li Marti (mlm.), Tel. 044/241 07 60 (Politik), Nicole Soland (nic.), Tel. 044/241 07 60 (Politik/Produktion), Thierry Frochoux (fro.), Tel. 044/240 44 25 (Kultur/Produktion), Tim Haag (tim.) (Volontariat).

Mitarbeit: Koni Loepfe (kl.), Tel. 044/241 06 70, Peter Weishaupt (pw./Korrektorat), Hans Steiger (haste), Tobias Gerosa (tg.), Arthur Schächli (as.), Hermann Koch (hk.), Matthias Erzinger (me.), Angela Bernetta (net.), Roxane Steiger (rst.), Sergio Scagliola (sca.).

Inserate/Abos: Anna Hug, Iris Wehrli, Tel. 044/241 07 60. anzeigen@pszeitung.ch, aboservice@pszeitung.ch.

redaktion@pszeitung.ch, www.pszeitung.ch, PC-Konto: 87-569389-2
Erscheint seit Februar 1999 wöchentlich

Abopreis: Fr. 230.– (Gönner:innen: ab 300.–), enthält 10 x jährlich die Musikzeitung LOOP. Separat-Abos: 33.–, www.loopzeitung.ch

chene Glücksfälle für unser Land und für die SP herausstellten.

Dieter Liechti-Keller, Bülach

Die politischen Tränen der Print-Medien um Daniel Jositsch

Maximale Gefühlsbewirtschaftung, minimaler politischer Sachverstand, so mein Fazit zur Berichterstattung über die Wahl der SP-Bundesfraktion. Glücklicherweise rückt Philipp Loser mit seinem Kommentar im Tagi vom 28. November den Sachverhalt zurecht. Ich zitiere: «Warum genau sollte die SP-Fraktion einen Mann auswählen, den sich die bürgerliche Mehrheit im Parlament wünscht?»

Wohl kaum jemand zweifelt daran, dass Daniel Jositsch Bundesratsformat hat. Auch nicht die SP, die weiterhin stolz ist auf seine Arbeit. Haben Beat Jans und John Pult weniger Format? Oder geht es einmal mehr darum, unserer Partei möglichst zu schaden: die undankbare und abgehobene SP.

Persönlich hätte ich meinem Zürcher Genossen die Erfüllung seines Berufswunsches gegönnt. Politisch ist das Ergebnis der Fraktion stimmig und richtig.

Albert Wiss, Winterthur

IN KÜRZE

Günstiger Wohnraum?

Die Volksinitiative für ein Mehrgenerationenhaus im Rötiboden in Wädenswil, eingereicht von der Mitte (P.S. berichtete darüber), wird von einer Mehrheit des Parlaments den Stimmberechtigten zur Annahme empfohlen. Da sich der Stadtrat gegen einen solchen Bau im Rötiboden ausgesprochen hatte, schlug die Kommissionsminderheit als Alternative einen Standort in der Au vor. Diesem Vorschlag stimmte das Parlament zu. Somit kommen die Initiative und der Alternativvorschlag zur Urnenabstimmung. *hk*.

Stäfa will Gold

Die Gemeindeversammlung in Stäfa stimmte der Volksinitiative zu, die für die Gemeinde das Energielabel Gold erzielen soll (P.S. berichtete darüber). Die Initiative war von SP, GP, GLP und der Arbeitsgemeinschaft Natur als allgemeine Anregung eingereicht worden. An der Gemeindeversammlung wurde sie auch von der FDP unterstützt. Dem Gemeinderat obliegt es nun, eine konkrete Umsetzungsvorlage auszuarbeiten und den Stimmberechtigten vorzulegen. *hk*.

Namensgebungen und Hinweistafeln

Vor drei Jahren hatte der Zürcher Stadtrat auf Anregung der Fachstelle für Gleichstellung acht Strassen ausgewählt, die weiblichen Persönlichkeiten gewidmet werden sollen, ohne dass die Strassen umbenannt werden müssen. Im Gemeinderat wurde dann ein Postulat von Natascha Wey

(SP) und Selina Walgis (Grüne) überwiesen, das forderte, dass weitere acht Strassen ausgewählt werden sollen, um diese berühmten Frauen zu widmen. Die Strassenbenennungskommission hat nun weitere acht Persönlichkeiten für Hinweistafeln ausgewählt, wie der Stadtrat an seiner Sitzung vom Mittwoch beschlossen hat. Für die Agnesstrasse wurde die Spitzenköchin Agnes Amberg (1936–1991) ausgewählt, für die Elisabethenstrasse die Journalistin Elisabeth Thommen (1888–1960). Die Malerin und Illustratorin Erna Yoshida Blenk (1913–1996) erhält an der Ernastrasse eine Hinweistafel. Äbtissin Hildegard, die erste Äbtissin des Fraumünsters, wird an der Hildastrasse geehrt. Die Idastrasse erhält eine Hinweistafel zu Ida Schneider (1869–1968), der Mitbegründerin der Schweizerischen Pflegerinnenschule. Die Malerin und Kunsthandwerkerin Luise Meyer-Strasser (1894–1974) wird an der Luisestrasse geehrt und Maria Egg-Benes (1910–2005), die erste Leiterin der Heilpädagogischen Schule Zürich, an der Marienstrasse. Die Ottilienstrasse wurde bereits 1901 nach Ottilie Wildermuth (1817–1877) benannt. Die Jugendschriftstellerin gehört zu den meistgelesenen Autorinnen im 19. Jahrhundert, auch sie erhält neu eine Hinweistafel.

Dazu erfolgten noch zwei Neubenennungen: Der Hohlraum unter dem Zürcher Hauptbahnhof, der die Kreise 4 und 5 verbindet und nächstes Jahr als Velotunnel in Betrieb geht, wird offiziell Stadttunnel heissen. Und die bisher namenlose Brücke zwischen Werdhölzli und Werdinsel bekommt einen Namen: Werdhölzlisteg. *mlm*.

Steuerfuss sinkt

An der Budgetversammlung der Oberstufenschulgemeinde Wädenswil (OSW) genehmigten die Teilnehmenden den Kredit von Fr. 480 000.- für den «Umbau Sportschule Schulhaus Rotweg» (P.S. vom 24.11.23). Somit wird ab dem Schuljahr 2024/25 die Sporttalentklasse von 24 auf 36 Plätze aufgestockt. Angenommen wurde der Antrag der Geschäfts- und Rechnungsprüfungskommission, den Steuerfuss um ein Prozent zu senken (neu 18 Prozent). *hk*.

Anlaufstelle

Die Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit (KSSG) beantragt dem Kantonsrat einstimmig, das Postulat von Grünen, SP, EDU und AL betreffend «Nachhaltige Bekämpfung weiblicher Genitalverstümmelung» als erledigt abzuschreiben. Neu soll dazu eine kantonale Anlaufstelle im Ambulatorium Kanonengasse des Stadtärztlichen Dienstes Zürich geschaffen werden. Die Gesundheitsdirektion hat zudem Massnahmen dargelegt, mit denen punktuelle Aufklärungsarbeit geleistet werden soll, diese sollen nach Meinung der KSSG niederschwellig und gut zugänglich sein. Die Kommission wird sich im zweiten Quartal 2025 informieren lassen, wie die Inbetriebnahme der Anlaufstelle angelaufen ist. *mlm*.

WEINKOLUMNE VON BARBARA MAEY



Vorfrende herrscht!

In den letzten Jahren waren viele Winzerinnen und Winzer mit neuen, wechselnden Phänomenen konfrontiert: Wetterextreme, für die Region unübliche Krankheiten, (neue) Schädlinge. Auch das Weinjahr 2023 hat viele schwierige Überraschungen gebracht. In Mittel- und Süditalien gab es beispielsweise im Frühling so heftige Regenfälle, dass Krankheiten – allen voran der falsche Mehltau – grassierten. Italien hat im Vergleich zum Vorjahr einen Ernterückgang von etwa 14 Prozent zu beklagen. Anders in Frankreich: Hier wurden im Ganzen mehr Trauben eingebracht als im Vorjahr, doch gab es grosse Unterschiede in den Regionen. Das Bordelais und der Südwesten litten unter Krankheiten, Hagel und Trockenheit, die Einbussen waren entsprechend gross. Ein eher warmer Winter und viel Regen im Frühling haben an der Mosel und in der Bündner Herrschaft die Verbreitung von Pilzkrankheiten gefördert, so berichten Harald Steffens und Annatina Pelizzatti. Beide sind aber glimpflich davongekommen. Zu Problemen hat an der Mosel nach einem sehr warmen, langen Sommer die Essigfäule geführt. Die Trauben mussten deswegen sehr schnell und mit einem grossen Selektionsaufwand gelesen werden. Es gab weniger, aber hochwertige Trauben. Im Bündnerland sind zwei Hagelzüge über die Reben gezogen. Auch hier musste viel selektioniert werden, der Ertrag ist 10 Prozent tiefer als im Vorjahr. Die Qualität ist aber auch hier gut: In den Fässern reifen aromatische Jungweine. Auch Carolin und Erik Riffel in Rheinhessen schwärmen von besonders aromaintensiven Trauben. Mikaël Magliocco berichtet aus dem Wallis, dass das Jahr mit 40 Tagen ohne Niederschlag begonnen hat (klingt beinahe biblisch...). Trotz vielen Wetterkapriolen im Verlauf des Jahres spricht er aber von einem guten Weinjahr, seine Region blieb von Krankheiten und Hagel verschont. Was er bereits sagen kann: die 23er Weine werden frischer als die 22er. Im Allgemeinen war die Quantität also eher unbefriedigend, doch die Qualität gibt Grund zur Vorfrende!

Barbara Maey führt eine Weinhandlung in Zürich. barbara@laterroiriste.ch

Flüsse, sanft und wie Peitschenhiebe

Der kürzlich verstorbene Zürcher Maler Hermann Alfred Sigg, der auch als Plastiker und Zeichner hervorgetreten ist, wäre nächstens 100 Jahre alt geworden. Er kam zu seiner Zeit zu Ruhm und Ehre, doch sein gewichtiger Nachlass ruft nach Wiederentdeckung.

Werke der Kontemplation

Anfang der sechziger Jahre fand Hermann Alfred Sigg die Mutterstruktur seiner Bilder, die sich fortan durch sein ganzes Schaffen gezogen hat: ein horizontal oder vertikal geführtes Band, eingebettet in ein Netz rechteckiger Flächen. Der Betrachter, die Betrachterin assoziiert bei diesem Bildtypus mit einer aus der Vogelperspektive gesehenen Landschaft, etwa mit einem Flusslauf, der sich durch eine Ebene, durch eine Ackerlandschaft, schlängelt.

Sigg hat jedoch nicht eine bestimmte, geografisch identifizierbare Landschaft festgehalten, sondern Landschaftliches als Essenz: Er war kein impressionistischer, sondern ein ungegenständlicher, ein nonfigurativer Maler.

Sigg wurde von der Swissair wiederholt beauftragt, ihre Räume mit Bildern auszustatten, was er sich nur teilweise mit Geld bezahlen liess, ebenso willkommen war ihm, im Cockpit einer Swissairmaschine über Länder wie Burma, Thailand, Sri Lanka, Java zu fliegen. Solche Flugreisen verdichteten sich ihm zur oben umschriebenen, über Jahrzehnte immer wieder abgewandelten Grundstruktur. Diese hat sich als unerschöpflich variierbar erwiesen: Die Flüsse konnten in weiten, ruhigen Kurven zum Bild werden, als hartes Zickzack, als Peitschenhieb, als Meander, als vielverzweigtes Delta. Auch seinen bevorzugten Farben, seinen Tiefblau, Rostrot, Eigelb, Rehbraun gewann er unerwartet reiche Klänge ab. Bei aller Dynamik, Siggs Werke laden ähnlich wie diejenigen von Mark Rothko zum still werden, zur Kontemplation ein.

Einen bedeutenden Namen machte sich Hermann Alfred Sigg auch als Gestalter von Kirchenfenstern. Als wichtige Arbeit in Zürich seien zwei 1980 entstandene Fenster für St. Peter und Paul genannt. Als das schweizweit wohl eindrücklich-

te Beispiel von Kirchenfenstergestaltung sind die sieben rein ungegenständlichen Kompositionen für den Temple, die protestantische Kirche in Fribourg, hervorzuheben.

Die Tragik des Harmoniebedürftigen

Das eigene Haus in Oberhasli, an dem Max Frisch mitgebaut hat, beherbergt auch eine kleine, aber selten schöne Sammlung von schwarzafrikanischen Masken und Khmer-Skulpturen. Hingegen fehlen Werke präkolumbianischer Indianerkulturen. Er bewundere die Kunst der Azteken, hat mir Sigg erklärt, sei aber gleichzeitig von ihrer Grausamkeit und Aggressivität abgestossen. Siggs Bedürfnis nach Harmonie wurde allerdings dadurch auf harte Probe gestellt, dass ihm nie eine Einzelausstellung im Kunsthaus Zürich gewährt wurde. Das Recht auf diese ihm vorbehaltenen Würdigung hat er grollend bei jeder passenden, aber auch weniger passenden Gelegenheit eingefordert.

Fritz Billeter

Reklame

Les Vignes
EST. 2015

**Europäische Weine
aus nachhaltiger Produktion -
klimaneutral geliefert.
Stöbern Sie in der Weinhandlung
oder im Onlineshop.**

Les Vignes Weinhandlung | Freilagerstrasse 55 | 8047 Zürich
044 542 82 09 | wein@les-vignes.ch | les-vignes.ch

MAXIM
THEATER

Zueritopia

**Eine Konfrontation mit
unserer Fehlbarkeit, den
Grenzen unserer Vernunft.**

Können wir uns als Menschen noch im Einklang mit den Rhythmen der Natur bewegen? Verlieren wir uns im Chaos des Nicht-Verstehens oder finden wir einen Weg der Verständigung?

**9. Dezember um 20 Uhr, 10. Dezember um 17 Uhr
15./16. Dezember 2023 um 20 Uhr
25./26. Januar um 20 Uhr, 01./02. Februar um 20 Uhr**

Ort: MAXIM Theater, Ernastrasse 20. 8004 Zürich
Reservation: buero@maximtheater.ch / 043 317 16 27
www.maximtheater.ch

Weinhandlung
Maria Bühler



**Degustation:
Samstag, 2. Dezember**

Weinhandlung Maria Bühler
Töpferstrasse 28 • 8045 Zürich
Tel. 044 272 38 30 • www.buehlerweine.ch
Offen: Freitag & Samstag, 12 – 18h

**Mundige Winterweine
und köstliche Festweine.**

Eine mögliche Auswahl

Ich hätte erstens Daniel Jositsch gerne als Bundesratskandidaten der SP gesehen. Weil ich die Wahrscheinlichkeit, dass er ein guter bis sehr guter Bundesrat werden könnte, als recht hoch einschätze. Ich habe mich zweitens aber über einen Teil der medialen Kampagne vor allem der Zürcher Medien geärgert. Die Kampagne beinhaltete, dass die Fraktion sozusagen verpflichtet gewesen wäre, Daniel Jositsch zu wählen, weil er so viel fähiger als alle andern sei. Oder wie es Christina Neuhaus in der NZZ vom Montag ausdrückte: «Gefragt sind nicht Figuren, die sich für die Staatsleitung eignen, sondern solche, die auf Linie politisieren.» Und weiter unten: «Beide Männer (John Pult und Beat Jans, kl.) haben einen soliden politischen Leistungsausweis, aber sind sie auch die Besten?» Abgesehen davon, dass sich die Frage stellt, aus welcher Sicht, diese Besten beurteilt werden, ergab dies eine Dynamik, die der Fraktion unterstellt, dass sie den Besten nicht will, weil er eigenständig ist, also der Parteileitung nicht richtig folgt. Der Fraktion wurde in andern Artikeln unterschoben, sie wolle in erster Linie Daniel Jositsch verhindern und nicht die Kandidat:innen auswählen, die eine Mehrheit für die Geeigneten hält.

Ich will hier keine staatstragenden Märchen erzählen. Die SP-Fraktion, die aus meist recht ehrgeizigen, ichbezogenen Personen besteht, hatte die Aufgabe, aus sechs Personen, die die Fähigkeiten besaßen, das Amt eines Bundesrats auszuüben, zwei oder auch drei für die Bundesversammlung auszuwählen. Die sechs Bewerber:innen waren bisher politische Kumpels, die sich politisch und persönlich besser und auch etwas weniger besser mochten. Nun waren sie Konkurrent:innen, die auch zusammenspannen mussten. Und sich überlegen, in welcher Kombination man in der Bundesversammlung die besten Chancen hat.

Daniel Jositsch ist ein Einzelgänger und Einzelkämpfer. Das bedeutet keineswegs, dass die Zusammenarbeit mit ihm unangenehm ist – ganz im Gegenteil.

Bei diesen Chancen spielen die Medien ihre Rolle. Ich habe absolut keine Lust, hier Medienkritik zu betreiben. Medienleute und Politiker:innen spielen ihre Interessen aus, auf der Suche nach Bedeutung, Geschichten und Stimmen. Ein typisches Beispiel dafür: Die Sache von Beat Jans und den Bauern. Alle Beteiligten wissen, dass Guy Parmelin Landwirtschaftsminister bleibt, es also

aus Bauernsicht von untergeordnetem Interesse sein dürfte, wer für die SP neu in den Bundesrat kommt. Aber die Geschichte, dass der Bauernpräsident Ritter mit Beat Jans noch eine Rechnung offen hat, liest sich halt sehr gut und lässt sich auch als Argument verwenden.

Die SP-Fraktion hatte die Aufgabe, aus sechs Bewerber:innen zwei oder drei der Bundesversammlung vorzuschlagen. Dabei geriet Daniel Jositsch unter die Räder. Er ging auch unter, weil seine Qualitäten weniger als seine Mängel gesehen wurden. Seine glänzende Wiederwahl in den Ständerat schätzte die Fraktion eindeutig zu marginal ein. Gute Wahlergebnisse können täuschen, aber bei Daniel Jositsch trifft es nicht zu. Er ist kein Populist, er macht auch aus abweichenden Meinungen kein Geheimnis. Er ist häufig in den Medien, aber meist mit Sachbeiträgen und nicht mit Homestories. Er kann vieles einfach und klar erklären, ohne dass er unzulässig vereinfacht. Die Gabe, sehr unterschiedliche Sachverhalte zu begreifen und zu erklären, hat ihn für viele glaubwürdig und wählbar gemacht. Diese Kombination von intellektuellen Fähigkeiten und der Gabe der Erklärung sind für einen Bundesrat wertvoll. Dieses Pfund auch für die Partei vergab die Fraktion etwas gar leichtfertig.

Sein Hauptvergehen liegt nicht nur in den Augen der Frauen in der Fraktion darin, dass er bei der Nachfolge von Simonetta Sommaruga mit seinem Widerstand das Mass verlor. Er wusste, dass er als Kandidat keine Chance hatte, wenn sich eine Frau zur Verfügung stellte, der man das Amt halbwegs zutrauen konnte. Trotzdem benutzte er für die Möglichkeit (s)einer Männerkandidatur grosse Worte und veranstaltete viel Medienwirbel, wo ein ganz normaler Antrag an die Fraktion genügt hätte. Dass das Parteipräsidium mit seinem Antrag auch unnötigen Mist produziert hatte, ist längst vergeben und vergessen. Ihm noch nicht. Auch weil zurückblieb, dass er in einem wichtigen Moment in der Tendenz die Nerven oder die Dimension verlor, was seine Eignung als Bundesrat schmälerte.

Daniel Jositsch ist ein Einzelgänger und Einzelkämpfer. Das bedeutet keineswegs, dass die Zusammenarbeit mit ihm unangenehm ist – ganz im Gegenteil. Aber ihm fehlt in der Fraktion ein Netzwerk, das ihn getragen hätte. Das Verhalten der Zürcher in der Fraktion war sicher keine grosse Loyalitätsleistung, nachdem der Parteitag ihn klar nominiert hatte. Aber entscheidend war, dass er keine sonstigen Befürworter:innen hatte, im Gegensatz zu seinen Konkurrent:innen. Ein Netzwerk und die Fähigkeit zur Taktik gehören zu den Eigenschaften, die ein Bundesrat beherrschen sollte. Und das konnten andere bei dieser Auswahl besser.

Die Nomination von Beat Jans und Jon Pult ist keine Fehlleistung und auch keine Nichtwahl von Fähigeren. Die beiden haben sich in einem intensiven Wettbewerb durchgesetzt. Ob sie auch die Besten (respektive der Beste) sind, werden wir in ein bis zwei Jahren wissen, aber das wäre bei den anderen Vier auch der Fall gewesen. Recht lächerlich finde ich den Vorwurf, sie würden auf der Parteilinie politisieren. Es darf doch kein Minus

Recht lächerlich finde ich den Vorwurf, Beat Jans und Jon Pult würden auf der Parteilinie politisieren. Es darf doch kein Minus sein, wenn man zentrale Anliegen der Partei mitträgt und mitgestaltet.

sein, wenn man zentrale Anliegen der Partei mitträgt und mitgestaltet. Auch kann es kein Makel sein, dass man mit der Parteileitung politisch und menschlich gut auskommt. Daniel Jositsch ist ganz sicher nicht an seinen politischen Positionen gescheitert.

Sehr gesucht ist die Jusoisierung der SP, die vor allem die NZZ sieht. Wie fast jeder, der sich früh politisch engagiert, war John Pult aktiv bei den Jusos. In Erscheinung trat er aber nicht nur für mich vor allem als Präsident der Alpeninitiative und als Verhinderer der Olympischen Spiele. Auch dass die Generation um Cédric Wermuth und Mattea Meyer mit Jon Pult im Bundesrat Einzig halten könnte, ist eine ganz normale Generationenablösung.

Ich erwarte ruhige Bundesratswahlen, bei denen auch Ignazio Cassis wiedergewählt wird, obwohl kaum einer der Bundesversammlung ihn wirklich gut findet. Die Grünen werden keine Chance haben, die SP sie hoffentlich unterstützen und ob Beat Jans oder Jon Pult die Wahl schaffen, ist nur für sie und ihre Angehörigen wirklich relevant. Beide sind, obwohl keine Zürcher, urban, beide reddegewandt und können vermutlich Bundesrat.



Koni Loepfe

Weihnachtszeit, stressige Zeit!

Die Tage werden wieder kürzer, die Temperaturen sinken und die farbigen Blätter wirbeln wild im Wind. Die ersten funkelnden Weihnachtslichter werden installiert und kündigen die bevorstehende Weihnachtszeit an. Während den einen eine besinnliche und magische Weihnachtszeit mit duftenden Kerzen, feinen Weihnachtsguetzli und dem Besuch des Samichlaus bevorsteht, bedeutet die vermeintlich besinnliche Weihnachtszeit für die anderen einfach nur Stress und eine zusätzliche hohe Belastung. Die Rede ist von Tausenden von Detailhandelsangestellten, die sich in der Weihnachtszeit weder den schönen Dingen hingeben noch zurücklehnen können. Weihnachtszeit bedeutet für uns Stresszeit! Schichtarbeit und an sechs Tagen die Woche zu schuften, ist auch für mich normaler Alltag. Als Kassiererin im Detailhandel ist es üblich, auch am Samstag an der Kasse zu stehen und für die Kunden da zu sein. Die Arbeit bereitet mir zwar sehr viel Freude, allerdings wird die Belastung von Jahr zu Jahr immer grösser. Ich mag den Austausch mit den Kunden, aber die Arbeit verlangt einem auch viel ab. Es wird immer schwieriger, Familie und Beruf unter einen Hut zu bringen. Ich verpasse oft sehr viel vom Sozialleben und nach den anstrengenden Schichten bin ich oftmals zu müde, um noch irgendetwas zu unternehmen. Guetzli backen? Mit meinen Kindern Schlittschuh laufen? Tja, für solche Dinge bleibt mir keine Zeit und oft fehlt mir auch einfach die Energie dazu.

Und nun wollen sie uns zusätzlich zum sonst schon anstrengenden Schichtalltag auch noch den Sonntag wegnehmen?

Der Bundesrat will Städte zu Tourismuszonen mit Sonntagsarbeit erklären. Der Kantonsrat hat erst vor zwei Wochen eine Parlamentarische Initiative der FDP angenommen, die die Anzahl der Sonntagsverkäufe von vier auf zwölf Sonntage pro Jahr ausweiten will, wenn der Bund damit einverstanden ist. Das würde bedeuten, dass ich und meine Kolleginnen, die im Verkauf arbeiten, künftig dreimal so oft am Sonntag aufgeboten werden können. Zwölf Sonntage im Jahr oder ein fixer Sonntag im Monat wären dann Arbeitstage für uns, während unsere Familien und unsere Freundinnen und Freunde frei haben und die Krippen geschlossen sind. Einfach mal Ausschlafen am Sonntag, Brunch mit der Familie oder ein Sonntagsausflug? Künftig ohne uns Verkäuferinnen! Und: Wo sollen meine Kolleginnen, die kleine Kinder haben und alleinerziehend sind, dann hin mit ihren Kindern, wenn sie am Sonntag arbeiten müssen? Viele meiner Kolleginnen im Verkauf sind Migrant:innen, ihre Familie ist auf der ganzen Welt verstreut und sie können ihre Kinder nicht einfach zu den Grosseltern bringen. Mit unseren tiefen Löhnen lässt sich kein privater Babysitter für einen ganzen Arbeitstag bezahlen.

Vor allem vor Weihnachten macht der Sonntagsverkauf meiner Meinung nach keinen Sinn. Denn die Leute kommen vor allem zum Schauen, tatsächlich verkauft haben wir immer sehr wenig. Es braucht keinen Sonntagsverkauf, denn die Detailhandelsangestellten leiden zu sehr unter der starken Belastung. Auch wir wollen soziale Kontakte pflegen, die Zeit mit

unserer Familie geniessen und uns erholen können. Für Guetzli und Grittibänz backen bleibt so schlichtweg keine Zeit.

Als Mitglied der Unia kämpfe ich gemeinsam mit meiner Gewerkschaft für die Rechte der Arbeitnehmenden und wehre mich gegen die Sonntagsarbeit. Wir kämpfen gegen den übermässigen Druck und die Belastung für das Verkaufspersonal an, weil uns schon jetzt sehr viel Flexibilität abverlangt wird. Aufgrund der langen Arbeitstage und der Schichtmodelle ist die Vereinbarkeit von Arbeit, Familienpflichten und Freizeit eine grosse Herausforderung für die Beschäftigten im Detailhandel. Von weiteren Herausforderungen wie der Planbarkeit der Arbeitseinsätze, zunehmendem Sonntagsverkauf sowie Druck und psychischer Belastung durch Kundenkontakt und Stress ganz zu schweigen. Auch wir wollen die besinnliche Weihnachtszeit geniessen und sie mit unseren Liebsten verbringen können. Einen Nachmittag lang in aller Ruhe Guetzli zu backen? Oh ja, das wäre schön!



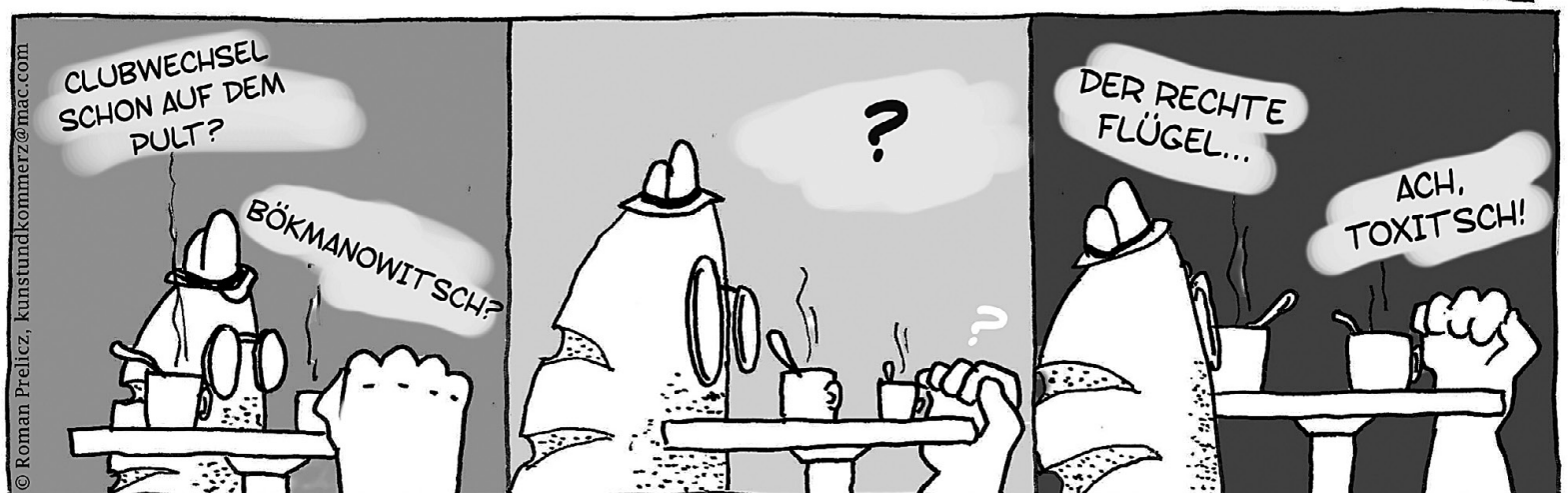
Kerstin Maurhofer,
Jumbo-Kassiererin und
Unia-Mitglied

Der GBKZ erhält von P.S. jeweils am ersten Freitag des Monats die Gelegenheit, in einer Kolumne gewerkschaftspolitische Themen aufzugreifen. Rückmeldungen erwünscht an info@gbkz.ch

Cartoon by Roman Prelicz

BLÖDES BROT UND MAGGIE DIE SPRECHENDE FAUST:

FUSSBALL



Der Mindestlohn muss jetzt rasch eingeführt werden

Am 18. Juni haben fast 70 Prozent der Stadtzürcher Stimmberechtigten dem Gegenvorschlag zur Mindestlohn-Initiative zugestimmt. Damit haben Beschäftigte in der Stadt Zürich künftig Anspruch auf einen Mindestlohn von 23.90 Franken in der Stunde.

17 000 Tieflohn Betroffene, die in der Stadt Zürich Büroflächen reinigen, bei Kleidermarken im Verkauf arbeiten oder bei Fast-Food-Ketten beschäftigt sind, sollen eine deutliche Lohnerhöhung bekommen. Auch in der Stadt Winterthur wurde der Mindestlohn am selben Tag klar angenommen.

Der Gewerbeverband und Gastro Stadt Zürich wehrten sich bereits im Vorfeld der Abstimmung mit Händen und Füßen gegen den Mindestlohn, ihre Argumente waren an Abstrusität kaum zu überbieten: So würden sowieso alle Betriebe bereits den Mindestlohn bezahlen, weshalb man den Mindestlohn dringend ablehnen müsse. Und es seien gar nicht Armutsbetroffene, die für 19.50 Franken pro Stunde in der Reinigung arbeiten, sondern reiche Studenten vom Zürichberg.

Ich finde es gschämig, beim Mindestlohn solche Spiele zu spielen. Schliesslich geht es um Menschen, die jeden Tag hart arbeiten.

Die ideologische Fundamentalopposition war auch deshalb schräg, weil sich der Gemeinderat mit dem Gegenvorschlag stark für einen Kompromiss eingesetzt hatte, der

auch Anliegen des Gewerbes aufnahm. Getragen wurde er in der Folge auch von einer breiten Allianz von SP, Grünen, Mitte, EVP und AL.

Doch auch nach dem deutlichen Verdikt der Bevölkerung, setzten der Gewerbeverband und Co. noch jeden Hebel in Bewegung, um zu verhindern, dass den Allerärmsten in unserer Gesellschaft endlich ein fairer Lohn bezahlt wird. Die zogen in Zürich und in Winterthur die ganze Vorlage vor die Gerichte – obwohl mehrere Rechtsgutachten zeigen, dass kommunale Mindestlöhne zulässig sind. Das Kalkül dahinter ist klar: Mit den chancenlosen Rekursen sollen Lohndumpingbetriebe nochmals zwei, drei Jahre lang weiter Gewinn auf dem Buckel der Tieflohn Betroffenen machen können, bevor dann der Mindestlohn greift.

Ich finde es gschämig, beim Mindestlohn solche Spiele zu spielen. Schliesslich geht es um Menschen, die jeden Tag hart arbeiten, viele von ihnen in mehreren Jobs, um knapp über die Runden zu kommen. Leute, die jeden Franken umdrehen müssen, nie ins Kino können oder ins Restaurant und häufig auch prekärste Wohnsituationen haben.

Zum Glück hat der Bezirksrat der Stadt Zürich den Rekurs nun sehr schnell geprüft und klar abgewiesen. Doch der Gewerbeverband wird nicht so schnell aufgeben und auch noch ans Verwaltungsgericht und das Bundesgericht gelangen, um die Einführung des Mindestlohns zu verzögern.

Indem der Gewerbeverband Zeit gewinnt, hilft er nämlich auch seinen Kollegen in Bundesbern, die die demokratisch beschlossenen, kantonalen und kommunalen Mindestlöhne völlig aushebeln wollen: Dieses Jahr überwies die rechte Mehrheit just einen Vorstoss, der genau das fordert.

Der Kampf für faire Arbeitsbedingungen in der Stadt Zürich geht also weiter.



Oliver Heimgartner,
Co-Präsident SP Stadt Zürich

Züri autofrei – mehr als eine Utopie

Im Sommer vor drei Jahren wurde die Initiative «Züri autofrei» vom Bundesgericht für ungültig erklärt. Die Forderung ist deswegen aber nicht obsolet geworden – viel eher zeigt die aktive «critical mass»-Bewegung, dass sich viele Menschen anders als mit dem Auto fortbewegen wollen. Dies belegen auch die offiziellen Zahlen der Stadt Zürich: Es gibt immer mehr autofreie Haushalte, und nur etwa jede:r dritte Stadtzürcher:in besitzt überhaupt noch ein Auto. Doch trotz fortschreitender Verkehrsberuhigung des städtischen Strassennetzes (Tempo 30, Begegnungs- und Fussgängerzonen) nimmt das Auto noch immer übermässig viel Platz ein.

Diesen Platz einzuschränken, beispielsweise durch einen Parkplatzabbau, ist ein äusserst langwieriger Prozess. Nicht selten haben die Gerichte das letzte Wort. Dennoch ist es wichtig, hier anzusetzen. Sogenannte Mischzonen, die sich Velofahrer:innen und Fussgänger:innen teilen müssen, bergen ein grosses Konfliktpotenzial (z.B. auf der Pfingstweidstrasse). Nur wenn sowohl Velofahrer:innen als auch Fussgänger:innen genug Platz eingeräumt wird, ist ein sicheres und rasches Vorankommen möglich. Ein gutes Beispiel dafür ist die neue Velovorzugsroute auf der Basler-/Bullingerstrasse.

Dieser Abschnitt ist aber leider die Ausnahme und (noch) nicht die Regel. Veloverkehr, Fussverkehr, öffentlicher Verkehr: Diese nachhaltigen Formen der Fortbewegung werden durch den riesigen Flächenbedarf des motorisierten Individualverkehrs eingeschränkt und in die Ecke gedrängt. Damit sich dies ändert, braucht es noch mehr positive, visionäre Beispiele. Vorhanden sind diese zur Genüge.

Kopenhagen ist ein solches und dient nicht nur als Vorbild bezüglich einer sicheren und lückenlosen Velo-

infrastruktur. Berechnungen aus der dänischen Hauptstadt zeigen nämlich auch, dass die Gesellschaft 1,35 Euro pro Kilometer einspart, wenn die Menschen mit dem Velo statt mit dem Auto unterwegs sind. Nicht nur die einzelnen Velofahrer:innen sind also effizient unterwegs, sondern auch die gesamte Gesellschaft profitiert volkswirtschaftlich vom Velo.

Berechnungen aus der dänischen Hauptstadt zeigen nämlich auch, dass die Gesellschaft 1,35 Euro pro Kilometer einspart, wenn die Menschen mit dem Velo statt mit dem Auto unterwegs sind.

Doch wir müssen gar nicht so weit in die Ferne blicken, um die Vorteile autofreier Gebiete zu sehen. Das Limmatquai lädt nun schon seit vielen Jahren zum Flanieren ein und erfreut sich gerade auch bei Tourist:innen grosser Beliebtheit. Auch das grosse Lädelerben ist – allen Unkenrufen von rechter Seite zum Trotz – ausgeblieben. Und die Aktion «Brings uf d'Strass» zeigt alternative Nutzungen des Strassenraums auf. Die diese Woche eingereichte Petition für 12 autofreie Tage für Zürich ist ein wichtiger Schritt in die gleiche Richtung. An diesen 12 Tagen soll künftig aufgezeigt werden, wie ein autofreies Stadtleben aussehen kann: kreativ, klimaverträglich und lebenswert.



Benjamin Krähenmann, Kantonsrat und
Co-Vizepräsident Grüne Stadt Zürich

«Ich bin beeindruckt, wie reflektiert die jungen Frauen sind»

«Genauso, nur anders» heisst das Buch von Andrea Arežina und Salome Müller. Die beiden Autorinnen haben 19 Mädchen und junge Frauen getroffen und ihnen beim Erwachsenwerden zugehört. Im Gespräch mit Simon Jacoby erzählt Andrea Arežina über das Tabuthema weibliche Sexualität, Belästigungen und das neue Selbstvertrauen von jungen Frauen.

Zum Einstieg eine einfache Frage: Wären Sie heutzutage gerne ein Teenie?

Andrea Arežina: Nein, ich wäre nicht gerne Teenie heute, weil ich wüsste, was alles noch auf mich zukommt. Ich fand es als Teenagerin sehr anstrengend. Die Zeit zwischen 20 und 30 hingegen habe ich sehr chic in Erinnerung.

Was ist denn so schlimm als Teenager?

Es ist eine Umbruchphase, nicht mehr Mädchen, aber auch noch nicht erwachsen. Der Körper nimmt plötzlich irgendwelche Formen an. Mit diesen Veränderungen mitzukommen, fand ich nicht einfach. Ich begann mich durch die Augen der anderen zu sehen, verglich mich. Das Äussere spielt eine immer grössere Rolle. Dazu kommt die Frage: Was will ich im Leben eigentlich machen?

Ihr habt mit 19 Mädchen und jungen Frauen gesprochen – haben Sie einen Unterschied zu unserer Generation Y festgestellt?

Ja und nein. Ich war beeindruckt, wie reflektiert die jungen Frauen sind, wie sie die Worte haben für ihre Gefühle, für die Ungerechtigkeit hier draussen – Beispiel Catcalling, um mal einen Begriff in die Runde zu werfen. Dieses Bewusstsein hat sich geändert, die sozialen Medien haben auch geholfen. Die jungen Frauen vernetzen sich und tauschen sich aus. Sie kommen an neue Inhalte. Es hat sich schon einiges verändert.

Und was ist ähnlich geblieben?

Zum Beispiel, wenn die Periode kommt. Sie gilt immer noch als eklig und unhygienisch. Ich glaube, hier besteht ein Unterschied, wie Frauen und wie Männer darauf schauen. Ein Spoiler aus dem Buch: Eine junge Frau hat uns erzählt, wie eine Klassenkameradin während der Schulstunde ihre Tage bekam.

Wie das ist, färbt sich der Stuhl rot. Ein Mitschüler sei völlig entgeistert aus dem Schulzimmer gerannt und schrie in den Gang, dass jemand verblute. So ist es eben auch – es herrscht sehr viel Unwissen.

Man müsste Kinder und Jugendliche also in der Schule früher aufklären?

Unbedingt, ja. Wer eine Tochter hat, wird mit ihr früher oder später über die Periode sprechen. Aber wer einen Sohn hat, sollte das auch. Mein Eindruck ist, dass das noch nicht so weit verbreitet ist. Aber ich hoffe, ich täusche mich.

Soweit ich mich erinnere, hatten wir in der Schule etwa eine Stunde Aufklärungsunterricht in der fünften Klasse. Ehrlich gesagt weiss ich nicht mehr, was dort passiert ist. Jemand in der Redaktion hat erzählt, sie hätten einer Banane ein Kondom anziehen müssen und das sei es dann gewesen. Wie war das bei Ihnen?

Ich bin fast enttäuscht, dass Sie die Anekdote mit der Banane und dem Kondom vorweggenommen haben. Das war auch bei mir so. Ich erinnere mich an einen Montagnachmittag, vier Stunden Bio-Unterricht bei unserem Klassenlehrer, der kurz vor der Pensionierung stand. Sein Schulstoff war so alt, dass wir vom Hellraumprojektor nichts mehr lesen konnten. Heute ist das offenbar sehr viel besser.

«Die jungen Frauen vernetzen und tauschen sich aus. Sie kommen an neue Inhalte. Es hat sich schon einiges verändert.»

Warum hattet ihr trotzdem das Gefühl, ihr müsstet nochmals ein Buch zu diesem Thema schreiben?

Kürzlich hat mein Mitbewohner das Buch, das Salome und ich geschrieben haben, durchgeblättert und war erstaunt, als er von einer 13-Jährigen las, die bereits sexuell belästigt wurde. Es ist heavy. Wenn man es nicht mitbekommt oder nicht selber

erlebt, hat man das Gefühl, es gäbe das alles gar nicht und die Gleichstellung sei erreicht. Auf dem Papier haben wir schöne Worte, aber in der Realität liegt noch ein weiter Weg vor uns.

In einem Interview habt ihr gesagt, dass ihr euch wünscht, dass auch Männer das Buch lesen. Wie bringt man Leute dazu, sich mit einem Thema zu befassen, das sie unter Umständen gar nicht betrifft?

Das finde ich eine sehr wichtige Frage. Wenn ich es wüsste, würde ich es machen! Etwas in meinem Freundeskreis stimmt mich zuversichtlich: Wer eine Tochter bekommt, hat grosses Interesse. Das finde ich schön. Mein Vater hat sich nicht so dafür interessiert, wie es mir als junge Frau geht. Aber wie bringt man Töchter-lose Männer dazu? Ich wünsche mir, dass sich immer mehr Leute für junge Frauen interessieren. Eine kürzlich publizierte Studie vom Bundesamt für Gesundheit zeigt, dass es den jungen Menschen heute nicht gut geht, vor allem bei den jungen Frauen ist es schlimmer geworden. Sie sind gestresst wegen der Schule, der Arbeit. Sie leiden an Traurigkeit, Ängstlichkeit, Nervosität.

Decken sich die Resultate der Studie mit euren Erfahrungen?

Ja. Es gibt aber auch Lichtblicke. Die Frauen sind sehr reflektiert und klug. Sie sind aufgeklärter. Salome und ich waren beeindruckt, wie offen sie von sich erzählt haben.

Haben Sie eine berührende Anekdote aus den Gesprächen mit den jungen Frauen?

Ja, da gibt es ein paar Dinge, die mir geblieben sind. Eine junge Frau hat erzählt, dass sie, wenn sie in den Ausgang geht, immer eine grosse Tasche mit einem Kapuzenpullover dabei hat. Diesen kann sie anziehen, wenn sie nachts nachhause geht, damit sie nicht als Frau erkannt wird und sich geschützt und geborgen fühlt. Ich meine, wir wohnen in der Stadt Zürich und es ist 2023 und die junge Frau fühlt sich erst sicher, wenn sie ihren Kapuzenpulli von zu Hause anziehen kann. Das hat mich schon sehr berührt und auch schockiert.



«Das Schöne an unserem Buch finde ich ist, dass die jungen Frauen das Wort haben»: Andrea Arežina. (Bild: Simon Jacoby)

Haben Sie noch eine andere Anekdote?

Bei einer jungen Frau haben die Jungs mitbekommen, dass die junge Frau mittlerweile ihre Tage bekommen hat. Da kam der Spruch, den viele Frauen sicher kennen: «Ah, du hast wieder deine Tage.» Darauf hat sie geantwortet: «Hey, nein. Weisst du, was das Problem ist? Du gehst mir einfach mega auf den Sack.» Eine total gute Antwort.

Ein anderes Thema: Warum ist Sexualität, vor allem die weibliche, noch immer ein Tabuthema?

Weil man nicht darüber spricht und weil man falsche Vorstellungen davon hat. Eine junge Frau hatte beim Gespräch das Buch «Unten rum» von Margarita Stokowski dabei, da war sie 19 Jahre alt und hat gefragt, «wo war das Buch, als ich 15 war?» Sie hat erzählt, dass, wenn sie mit ihren Freundinnen über dieses sogenannte erste Mal spricht, es häufig nur darum gehe, was man machen muss, dass es für den Mann schön ist und man sich selber nicht dabei blamiert. Auf der Strecke bleibt die Frage: Wie ist es für die Frauen schön?

Das heisst also, um diese Unsicherheiten und patriarchalen Denkmuster zu durchbrechen, braucht es Bücher, Infos, Gespräche... Richtet sich euer Buch also in erster Linie an junge Frauen, um ihnen beim Erwachsenwerden zu helfen?

Unser Buch ist für alle! Es ist für Väter, Grossväter, Onkel, Göttis, aber auch für ältere Frauen.

Eine Freundin hat sich gefragt, wieso sie das Buch lesen soll. Sie wisse ja, wie es ist. Sie fand es dann sehr schön, weil sie ihre eigene Jugend nochmals durchleben konnte. Und ja, vielleicht helfen wir den jungen Frauen, indem wir zeigen können: Hey, du bist voll okay und du gehörst auch dazu.

«Wichtig ist, dass auch Männer dieses Buch lesen. Unser Buch ist ein journalistisches Aufklärungsbuch und nicht die alleinige Rettung der Welt.»

Das Schöne an unserem Buch finde ich ist, dass die jungen Frauen das Wort haben und jungen Leserinnen auf Augenhöhe begegnen.

Aktuell läuft die jährliche Kampagne 16 Tage gegen Gewalt an Frauen. Inwiefern ist euer Buch auch ein Beitrag zu dieser Debatte?

Wir möchten einen Unterschied machen im Leben dieser jungen Frauen. Salome und ich hätten uns damals, als wir jung waren, eine ältere Schwester oder sonst jemanden gewünscht, der

voraus gegangen wäre, uns gesagt hätte, dass alles okay ist mit uns, dass es wieder vorbei geht, dass wir nicht komisch sind. Das ist der Wunsch mit diesem Buch.

Aber gegen sexualisierte Gewalt nützt dies nichts.

Nein. Für die jungen Frauen hat es zwar hinten im Buch eine Liste mit Beratungsstellen. Wichtig ist, dass auch Männer dieses Buch lesen. Unser Buch ist ein journalistisches Aufklärungsbuch und nicht die alleinige Rettung der Welt.

Zum Schluss: Was stimmt dich trotz allem optimistisch?

Da ist zum Beispiel der feministische Streik vom Jahr 2019, als so viele Frauen auf der Strasse demonstriert haben – und seither jedes Jahr wieder tun. Oder auch all die jungen Frauen, die einfach keinen Bock mehr haben, sich alles gefallen zu lassen. Das finde ich mega schön. Und ich finde es auch schön, dass das Thema auf viel mehr Interesse stösst als noch vor zehn Jahren. Aber wir sollten uns auch nichts vormachen, wir sind nämlich noch nirgends. Wir müssen weiter lernen und dem eigenen Sexismus auf den Grund gehen. Ich wünsche mir, dass wir mutiger werden, darüber zu reden, Fehler zu machen und aus diesen zu lernen.

Die überforderte Generation

Die städtische Befragung zur Gesundheit von Schüler:innen bringt besorgniserregende Entwicklungen zutage. Dagmar Pauli, Chefärztin der Kinder- und Jugendpsychiatrie an der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich ordnet sie ein.

Tim Haag

Generell gehe es den Jugendlichen von heute gut, steht auf der ersten Folie der Power-Point-Präsentation, die Filippo Leutenegger, Vorsteher des Schul- und Sportdepartements, am Dienstag der versammelten Presse vorstellte. Gemäss der Ende 2022 durchgeführten Befragung aller Stadtzürcher 2.-Sekler:innen bewegen diese sich ausreichend, gesunde Ernährung ist wichtiger geworden, der Konsum von Nikotin, Alkohol und Cannabis rückläufig. Alles paletti bei den Jugendlichen also? Im Gegenteil, wie der Rest der Zahlen zeigt – vor allem bei den Mädchen nicht: 30 Prozent aller Teilnehmerinnen der Befragung haben Anzeichen für eine Angststörung. Vor fünf Jahren waren es noch

Die Zufriedenheit der Zürcher Sekundarschüler:innen mit dem «Leben insgesamt» und mit «sich selber» sinkt konstant.

21 Prozent, vor zehn Jahren 19 Prozent. Bei den Knaben ist diese Zahl in den letzten zehn Jahren konstant bei 12 bis 13 Prozent geblieben. Während sich vor fünf Jahren 40 Prozent der befragten Mädchen auf dem Schulweg «sehr sicher» gefühlt haben, sind es heute noch 22 Prozent. In der Schule fühlen sich nur noch ein Fünftel der Mädchen «sehr sicher», in der letzten Befragung waren es doppelt so viele. Analog ist das Vertrauen in Lehrpersonen gesunken (von 67 auf 50 Prozent) und die Zahlen der Schüler:innen, die angegeben haben, eine oder mehrere Unterrichtsstunden (zehn Prozent) beziehungsweise einen ganzen Schultag (sieben Prozent) geschwänzt zu haben, hat sich verdoppelt. Die Zufriedenheit der Zürcher Sekundarschüler:innen mit dem «Leben insgesamt» und mit «sich selber» sinkt seit der ersten Befragung im Jahr 2007 konstant. Der Trend ist besorgniserregend. Das findet auch Dagmar Pauli, Chefärztin und stellvertretende Direktorin bei der psychiatrischen Uniklinik Zürich. P.S. hat bei ihr nachgefragt.

Frau Pauli, sind Sie von den Resultaten der städtischen Befragung zur Gesundheit der Schüler:innen überrascht?

Nein. Es handelt sich dabei um langfristige Entwicklungen, die wir schon länger verfolgen. Es

ist wichtig, diese Trends nicht zu dramatisieren. Trotzdem muss man anerkennen, dass die subjektive Belastung der Jugendlichen in den letzten Jahren zugenommen hat. Offensichtlich ist es so, dass nach innen gerichtete Symptome wie Angst, Depression, Überforderung, Einsamkeit oder fehlende Selbstwirksamkeit die junge Generation mehr beschäftigen als die Generationen zuvor. Diese hatten ihre eigenen Jugendkrisen – in meiner Jugend war es beispielsweise die Drogenkrise.»

Worin unterscheiden sich denn die Anforderungen an die heutige Jugend von denen an die Jugend von früher?

Ich denke nicht, dass sich die Schule oder das Umfeld der Jungen im Vergleich zu vor zehn Jahren so stark verändert hat. Andererseits findet eine Beschleunigung des Alltags statt, die bei den Jugendlichen am grössten ist. Es gibt immer mehr Möglichkeiten und Chancen – das ist ja eigentlich eine gute Sache – aber damit verbunden auch immer mehr Druck, und ein Teil der Gesellschaft kann diesem Druck nicht standhalten. Deshalb steigen auch die IV-Berentungen und die Zahlen von psychischen Krankheiten bei den jungen Menschen. Diesen Trend kann man übrigens auch bei den Erwachsenen beobachten, offenbar sind Jugendliche bei diesen Entwicklungen aber vulnerabler.

Warum trifft es gemäss der Befragung die Mädchen härter als die Knaben?

Erstens ist das Körperbild bei weiblichen Jugendlichen noch immer viel schlechter als bei männlichen und der Vergleichsdruck, zum Beispiel in den sozialen Medien, ist höher. Besondere Sorgen bereitet mir, dass junge Frauen deutlich weniger zufrieden sind mit ihrem Aussehen als in früheren Befragungen, obwohl das Problem des «zu dick seins» etwas zurückgegangen ist. Dieses Gefühl des nicht schön seins, nicht gut seins, nicht richtig seins ist beim weiblichen Geschlecht viel stärker ausgeprägt. Zweitens ist gemäss der Befragung der Schuldruck auf dem Sorgenbarometer bei allen Geschlechtern an oberster Stelle, wird aber von Mädchen ernster genommen als von Knaben – weil Mädchen noch immer so sozialisiert sind, dass sie meinen, stets allen An- und Herausforderungen gerecht werden zu müssen. Wenn sie das nicht tun, reagieren sie eher mit psychischen Symptomen, trauen sich zum Beispiel nicht in den Unterricht. Knaben externalisieren das eher und verkraften es deshalb auch eher, mal die Anforderungen nicht zu erfüllen. Und drittens

liegt vielleicht eine mögliche Erklärung dafür, wie so Mädchen gemäss der Befragung stärker betroffen sind, darin, dass Mädchen eher zeigen, wenn sie psychische Probleme haben und eher darüber sprechen. Natürlich sind das aber nur generalisierte Gruppenunterschiede.



Dagmar Pauli
(Bild: zVg)

Wo müssen wir denn ansetzen, wenn wir gegen diese Probleme vorgehen wollen?

Auf der einen Seite liegt es meiner Meinung nach an den Schulen, herauszufinden, warum der subjektive Schuldruck so viel grösser geworden ist, obwohl der objektive Schuldruck auf einem ähnlichen Niveau wie vor zehn Jahren geblieben ist. Dafür braucht es mehr Untersuchungen zum Thema in den Schulen. Eine mir bekannte Kantonsschule hat zum Beispiel mit Schüler:innen und Eltern Befragungen zu Schuldruck und Lernverhalten durchgeführt und leitet daraus jetzt Massnahmen ab.

Es gäbe ja als naheliegende Erklärung das Klischee, dass die Jugend von heute einfach verweicht ist.

Gegen diese These spricht, dass Burnouts, Depressionen oder die Zahl der IV-Bezüger:innen auch im Erwachsenenbereich zugenommen haben. Auch hier liegt es daran, dass die Menge an Anforderungen und Informationen exponentiell gestiegen ist. Anstatt die Jungen «abhärten» zu wollen, sollten wir uns als Gesellschaft überlegen, wie wir etwas Tempo rausnehmen können.

Welche Handlungsmöglichkeiten, abgesehen von schulischen, sehen Sie noch?

Im Bezug auf Körperformen, Aussehen und Selbstbild braucht es mehr und vor allem frühzeitigere Prävention. Die Sorgen über die eigene Figur fangen vor allem bei Mädchen heute schon mit zehn oder elf Jahren an. Ein anderer Forschungszweig, den ich als wichtig erachte, sind Bewältigungsstrategien. Die Angst, die heute ein Drittel der 14-jährigen Mädchen verspürt, ist eine Variante der Vermeidung von Anforderungen. Die Frage ist also, wie man schon im Kindergarten und der Primarschule Bewältigungskompetenzen fördern kann, damit die späteren Jugendlichen bei Problemen nicht mit Angst, Rückzug und Vermeidung reagieren.

Politikum und Präzedenzfall?

Die Waldbesetzer:innen von Rümlang haben im Sommer Post von Gemeinde, Kapo und der Waldbesitzerin bekommen. Es geht um einen sechsstelligen Betrag, für den die Aktivist:innen blechen sollen. Gleichzeitig könnte die Besetzung «Rümi» zum Präzedenzfall werden.

Sergio Scagliola

Die Räumung der Waldbesetzung in Rümlang, die gegen die Erweiterung der Deponie Chalberhau protestierte, erfolgte mittels Grossaufgebot, Spürhunde und Feuerwehr-Drehleiter inklusive. Das Resultat des Aufwands war die Zustellung einer saftigen Rechnung an 14 respektive 22 Personen. Einerseits durch die Gemeinde Rümlang, im Verbund mit der Deponiebetreiberin sowie der Eigentümerin des Waldes, der Huben Holzcorporation, die ihren Aufwand mit rund 18 000 Franken beziffert, zusammengesetzt aus Kosten für die Räumung sowie das Engagement eines privaten Bewachungsdiensts, zu bezahlen von 22 Personen. Und die Kantonspolizei Zürich verrechnet die Kosten ihres Grosseinsatzes 14 Aktivist:innen. Es dürfte wohl um einen tiefen sechsstelligen Betrag gehen.

Streitpunkt Kostenüberwälzung

Die Diskrepanz bei den Personenzahlen rührt daher, dass es an zwei Zeitpunkten Kontrollen gab: zu Beginn der Besetzung sowie bei der Räumung. Eine grossflächige Absperrung verhinderte auch Journalist:innen den Zugang zum Wald. Für alle galt das aber nicht, erklärt man beim Unterstützungskollektiv «WaldstattRepression», das für die angezeigten Aktivist:innen nun Geld sammelt: «Während der Räumung gab es einige Menschen, die den Wald betreten wollten, um solidarisch beim Abbau der Besetzung zu helfen. Sie wurden von den Polizist:innen reingelassen und von denselben Personen direkt wieder weggewiesen – und haben deshalb nun Verfahren am Hals.»

Unabhängig bestätigen lässt sich der Vorwurf, ob man Personen so ins Messer laufen liess, nicht. Relevanter ist die Legitimation der Kostenüberwälzung. Das geltende Polizeigesetz besagt zum Beispiel, dass Kostenersatz «von den Verursachern eines Einsatzes, wenn diese vorsätzlich oder grobfahrlässig handeln» verlangt werden kann. Die Stadtpolizei Zürich fordert den Ersatz grundsätzlich selten ein – die Waldbesetzung war aber einige hundert Meter von der Stadtgrenze entfernt, womit die Kapo verantwortlich war. Sie interpretiert die Rechtslage generell strenger – ein Beispiel hierfür wäre eine Aktion von «Renovate Switzerland», eine gleichzeitige Blockade zweier Strassen: Beide Polizeikorps räumten jeweils eine Abfahrt – die Stapo verzichtete auf eine Einforderung der Einsatzkosten, die Kapo nicht. Die Rechtslage schafft vor allem Unklarheit für Aktivist:innen – und schreckt vor Protest ab. Anwalt Markus Husmann hat einen Fall in Luzern, in dem es ebenfalls um Kostenüberwälzung ging, bis vor Bundesgericht weitergezogen

und schreibt in der Fachzeitschrift «Sicherheit und Recht»: «Eine Abschreckung kann gerade aus vagen gesetzlichen Regeln resultieren, welche die Folgen einer Grundrechtsausübung schwer abschätzbar macht.» Gerade weil die Gesetzgebung im Kanton Zürich nicht klar formuliert ist, kann das einen möglichen «Chilling-Effekt» zur Folge haben, befürchtet auch SP-Kantonsrätin Leandra Columberg. Sie sieht darin einen «Frontalangriff auf unsere Grundrechte». Gegen diesen gelte es, sich zu wehren und die parlamentarische Politik in die Verantwortung zu nehmen: «Dazu gehört auch, dass wir den öffentlichen Diskurs nicht den Rechten und ihren Repressionsfantasien überlassen, sondern die Gefahren solcher Entwicklungen aufzeigen.»

«Wir dürfen den öffentlichen Diskurs nicht den Rechten und ihren Repressionsfantasien überlassen, sondern müssen die Gefahren solcher Entwicklungen aufzeigen.»

Leandra Columberg, Kantonsrätin SP

Ein möglicher Präzedenzfall?

Die unklare Rechtslage lässt die Aktivist:innen befürchten, dass aus diesem Rechtsstreit nun ein Präzedenzfall geschaffen wird. Wenn die Kostenabwälzung «dem Kanton gelingt, würde so eine Grundlage geschaffen, wo in zukünftigen ähnlichen Fällen dasselbe gemacht werden kann – ohne die Diskussion um Rechtskräftigkeit», so die Ansprechperson des Unterstützungskollektivs.

Abgesehen von der rechtlichen Ebene offenbart sich hier auch eine politische Problematik: Die Relation zwischen Verhältnismässigkeit, dem Vorsatz, einen Polizeieinsatz auszulösen und Missmanagement in der Organisation personeller Ressourcen auf Seite der Polizei scheint keine grosse Rolle zu spielen. FDP-Kantonsrat Martin Farner-Brandenberger bekam am 30. August vom Regierungsrat Antworten zu seiner Anfrage nach Detailschätzungen in der causa «Rümi» – vor allem zu Räumungskosten und wer das bezahlt. In fast jeder Frage geht es um Kosten oder Schäden. Offenbar wird dabei aber an Perspektive auf

den finanziellen Aspekt verloren: Zum Beispiel die Frage, ob das personelle Aufgebot die zu machende Arbeit gedeckt oder vielleicht doch überschätzt hat respektive ob ein Grossaufgebot für die Wegweisung von 14 Personen verhältnismässig ist, wird nicht gestellt.

Derweil lancierte die JSVP vor einigen Monaten die laut verschiedenen Medien mehrheitsfähige «Anti-Chaoten-Initiative». Diese will aus der Möglichkeit des Kostenersatzes eine Pflicht machen – der Regierungsrat empfiehlt zwar Ablehnung, präsentiert aber mit dem Gegenvorschlag auch eine Verschärfung: «Der Gegenvorschlag soll die Kostentragungspflicht verschärfen, indem Kosten für ausserordentliche Polizeieinsätze in Zukunft zwingend an die Verursacherinnen und Verursacher überbunden werden, sofern diese vorsätzlich gehandelt haben.»

Perspektivenstarre

Die weitverbreitete Ablehnung provokativer und störender Aktionsformen, die von rechts erfolgreich bewirtschaftet und partiell auch von Links geteilt wird, verändert aber auch die Perspektive darauf: Die Verbindung von Motivation und Reaktion wird einfacher, obwohl sich sehr limitierte Ressourcen auf einer Seite und schier unlimitierte auf der anderen gegenüberstehen – und die andere Seite offensichtlich Gebrauch von nicht vorhandener Limitation macht.

Oder konkret: Was macht ein Polizeihund an einer Räumung, wenn bereits der Polizist Mühe hat, einen Baum hochzuklettern? Dass eine Drehleiter nötig ist, wenn sich sträubende Personen aus den Bäumen geholt werden sollen, ist verständlich. Beim Hund ist das fraglicher. Ebenso das Grossaufgebot, im Einsatz aufgrund 14 Personen. Laut dem Unterstützungskollektiv sei die Polizei mit einer etwa zehnfachen Personenstärke zur Räumung aufgefahren – bei der Kantonspolizei gibt es auch auf Nachfrage keine Zahlen zum Aufgebot.

Die Waldbesetzung hat übrigens auch den parlamentarischen Diskurs über das eigentliche Thema, die Deponieerweiterung wieder befeuert. Das Resultat: eine schlanke Überarbeitung der Deponieerweiterung. Die Aktivist:innen, die zulasten einer durchaus sturen Auslegung von Aktivismus diesen Stein wieder in Bewegung gezwungen haben, kostet dieser Gesprächsanstoss vielleicht eine sechsstellige Summe. Seit gestern Donnerstag sammelt das Unterstützungskollektiv per Crowdfunding zur Bewältigung der «Repressionskosten».

Wir sind alle Europäer:innen

Hoher Besuch aus Brüssel? Prominenz aus Österreich? Beides! Denn die SP 60+ hatte letzten Freitag zur Mitgliederversammlung geladen. Unter dem Thema «Aussenperspektive zur Schweizer EU-Politik» referierte der österreichische EU-Abgeordnete Andreas Schieder.

Zu Beginn der sehr gut besuchten Mitgliederversammlung (MV) wurde das schriftlich vorliegende Grusswort der Stadtpräsidentin Corine Mauch verlesen. Einen passenderen Einstand hätte es wohl nicht gegeben. Sie nahm Bezug auf den Besuch von Emmanuel Macron, der vor einigen Tagen in der Schweiz weilte und dabei philosophisch meinte: «Ihr wisst es vielleicht noch nicht, aber ihr seid schon europäisch.» Für viele eine oft vergessene Wahrheit, für andere in Anbetracht des aktuellen Verhältnisses eine verwegene Aussage und für Rechtsausleger gar provozierend.

Perfekter Zeitpunkt zur EU-Frage

Der Zeitpunkt der SP60+-Veranstaltung für diese Europa-Debatte sei perfekt gewählt. In den letzten Jahren manövrierte sich die Schweiz ins europapolitische Abseits, schrieb die Stadtpräsidentin weiter. Dabei sei es im grössten Interesse aller, eine Lösung mit der EU zu finden. Sie wisse, wie wichtig diese Lösung namentlich für die Forschung, unseren Arbeitsmarkt und unseren Tourismus ist. Wir wissen es auch: Wenn es Europa gut geht, prosperiert auch unser Land. Die Schweiz vermag die grossen Probleme der Zeit nicht alleine zu lösen: Stichworte sind Klima, globalisierte Marktwirtschaft, Migration, Sicherheit, Energie und so weiter. Frau/Mann muss nicht das Buch von Luzi Bernet «Das Schweiz-Dilemma» gelesen haben, um die 30 Jahre Europapolitik der Schweiz verknotet zu finden. Auch die Bilderserie an der MV mittels Projektion von süffisanten Karikaturen von «Chappatte» tat es gleich und stimmte trotzdem humoristisch aufs ernste Thema ein.

Keine Bauchnabelschau

Mit glasklaren Aussagen zum Verhältnis EU-Schweiz gelang Andreas Schieder eine prägnante Auslegeordnung aus Brüsseler Sicht. Wiener Charme tat das übrige zum Stand der Dinge. Er brachte auch den 17-seitigen 69-Punkte-Text-Beschluss der EU zum Stichwort «Beziehungen EU-Schweiz» mit, in dem Lob, viel Verständnis, aber auch Bedauern zum aktuellen Beziehungsstatus der Eidgenossen mit Europa aufgelistet sind. Die SP 60+ wollte ja eine Aussensicht auf unser Land einholen, Schweizer Bauchnabelschau hatten wir in den letzten Jahren genügend. Und die kriegten wir! Zu Beginn die Aussage in den Raum gestellt: Aus österreichischer Sicht ist eigentlich der Wunsch da, dass die Schweiz in der EU mitmacht. Denn viele Abkommen laufen leise aus, werden nicht erneuert und ergeben dann in der Konsequenz laute Töne. Aus Andreas Schieders EU-Sicht sollte unsere Innenpolitik sachlicher umgehen mit den vielen

Vorbehalten gegenüber der Europäischen Union. Dann gleich nachgereicht wieder als Versöhnung: ein grosses Lob auf die erfolgreiche Schweizer Verkehrspolitik mit Förderung der Eisenbahn im Transitverkehr. (Anmerkung des Verfassers: Danke Moritz Leuenberger für deinen unermüdlichen Einsatz.) In der EU wäre die Schweiz ein passender Partner punkto Lastwagen-Problematik für Österreich, das im internationalen Transitverkehr am Brenner versinkt und sich gegen die Schwerver-

«Ein Schweizer Isolationismus ist für die SP undenkbar.»

kehrpolitik seiner Nachbarländer auf «freie Fahrt für alle LKW» wehren muss. Mit Schalk noch der Hinweis aus euro-parlamentarischem Munde: Österreich habe die beste Eisenbahn – in der EU, und die Schweiz – von ganz Europa!

Gretchenfrage Lohnschutz

Natürlich stand als einer der wichtigsten Diskussionspunkte die Lohnfrage auf einer Liste. Diese stellte SP60+ an ihrer letzten MV zusammen und liess sie Andreas Schieder zukommen. Er betonte, wenn liberalisierte Märkte auch liberalisierte Löhne bedeuteten, dann heisse das nicht einfach Lohndumping. Auch Österreich hat damit Probleme mit den EU-Ost-Ländern. Polen z.B. kenne fünfmal tiefere Löhne als die Schweiz. Ein guter Schutz mit flankierenden Massnahmen sei hier unabdingbar. Und nun zeigte sich nicht nur ein in der Wolle gefärbter Sozialdemokrat, sondern auch ein guter Freund der Schweiz: Andreas Schieder empfahl, dass wir punkto Regelung des Arbeitsmarktes vorerst hart bleiben sollen. Man könne dann eben «Formeln finden», worin der Lohnschutz, die Schweizer Rechtsstaatlichkeit und zugleich die dynamische Rechtsanpassung an den EU-Gerichtshof gewährleistet sein werden.

Im Laufe der Fragerunde kam dann auch ganz Konkretes aufs Tapet: Welche Spielräume hat die EU punkto Lohnschutz? Wie kann die EU zulassen, dass Flüchtlinge im Mittelmeer ertrinken? Solche Fragen sind schwierig zu beantworten: Die erste geht ins Verhandlungs- oder Kommissionsgeheimnis, das zweite tangiert das Problem, dass sich die EU-Staaten in der Flüchtlingspolitik überhaupt nicht einigen können und viele nationalistisch handeln. Eigentlich wären legale Fluchtrouten nötig, wie Andreas Schieder seine Sicht betonte.

Das SP-Europapapier gibt den Weg vor

Die Sozialdemokratische Partei hat an ihrem letzten Parteitag ihren pro-europäischen Kurs beibehalten. «Wir wollen uns aus dem politischen Abseits der Schweiz in Europa herausmanövrieren», heisst es im Papier «Aufbruch in ein soziales und demokratisches Europa».

Und weiter: «Ein Schweizer Isolationismus ist für die SP undenkbar. Als Sozialdemokrat:innen haben wir ein europäisches Selbstverständnis, welches sich in das historische Freiheits- und Friedensprojekt der europäischen Integration einbettet. Darum engagieren wir uns aus Überzeugung und seit jeher für gute und stabile Beziehungen der Schweiz zur Europäischen Union (EU) und haben die Zwischenschritte mit sektoriellen bilateralen Verträgen als Kompromiss immer gestützt. Heute ist klar: Ohne ein institutionelles Dach über den bilateralen Verträgen bleibt der bilaterale Weg blockiert. Die Europäische Kommission ist nicht mehr bereit, bestehende Marktzugangsabkommen aufzudatieren oder neue Abkommen abzuschliessen. Ebenfalls blockiert sind die jeweils für sieben Jahre abgeschlossenen Kooperationsmöglichkeiten der Schweiz in den EU-Programmen (z.B. Horizon Europe oder Erasmus+). Es braucht daher eine Klärung der institutionellen Fragen, um die bilateralen Verträge sobald wie möglich aus ihrer Blockade zu befreien.» Zu diesen prägnanten Aussagen aus dem SP-Papier gibt es nichts mehr anzufügen!

Jetzt gehts los

Die November-MV der SP60+ war eine besondere Gelegenheit, die Europa-Frage mitanzustossen. Zumal der Bundesrat Anfang November beschlossen hatte, ein neues Verhandlungsmandat zu erarbeiten. Einmalig war diese MV mit Andreas Schieder, weil es ihm gelang, als österreichischer Europa-Abgeordneter die nüchterne Brüsseler Polit-Sicht mit Wiener Charme zu kombinieren. Ein Politiker, der mit fundierten Kenntnissen und Diplomatie einen möglichen Weg skizziert, damit die Schweiz in Europa ihren eigenen Platz findet. Soviel Integration wie nötig, soviel Eigenständigkeit wie möglich. Am Schluss der Veranstaltung durfte Nico Siegrist als Juso-Präsident ein tiefes Präsent entgegennehmen. Er erhielt das Bernet-Buch «Das Schweiz-Dilemma» zur Lektüre an seine Jungpartei gedacht, als Inspiration für einen Europa-freundlicheren Kurs der Juso Schweiz.

Die Wahlen sind vorbei. Jetzt muss es in der Europa-Frage richtig vorwärtsgehen.
Marcel Burlet, Watt (SP 60+ Kanton Zürich)

Veränderung von unten

Gesellschaftliche Veränderungen geschehen auf unterschiedliche Weisen. Nicht immer geschieht das Wichtigste dort, wo der Lärm am grössten ist. Unauffällige Entwicklungen können wieder ebenso unscheinbar verebben, wie sie entstanden sind – oder auch nicht.

Zwei Netzwerke – gemeinsame Stossrichtung

In Zürich wurde Anfang November der Verein Netzwerk Caring Communities Schweiz gegründet, das Netzwerk selbst besteht seit 2017 und ist seither stark gewachsen. Und es ist Teil eines Netzwerks der Länder Deutschland, Österreich, Schweiz, des D-A-CH-Netzwerks Caring Communities. Ein gleichartiges Netzwerk gibt es auch für die Care-Initiativen Deutschland, Österreich, Schweiz.

Zu beiden Themen ist in diesem Jahr je ein Buch erschienen, «Care schafft Community – Community braucht Care»¹⁾ mit einer Reihe von Aufsätzen, was Caring Communities sind, was sie wollen und über ihre Bedeutung. Im Buch «Wirtschaft neu ausrichten»²⁾ setzen sich verschiedene Autorinnen hauptsächlich mit der Frage auseinander, wie wir zu einer carezentrierten Wirtschaft gelangen, oder wie eine Autorin sagt, wie es gelingen kann, die Wirtschaft vom Kopf auf die Füsse zu stellen.

Was ist eine Caring Community?

Caring Communities sind Organisationen, in denen sich Menschen zusammenschliessen, die für ein ganz bestimmtes Problem in ihrem direkten Lebensbereich eine Lösung finden wollen. Charakteristisch für sie ist, dass sie nicht «man sollte», «me sött» oder «die sollen doch endlich mal» sagen, sondern sie packen selber an, suchen Wege und Möglichkeiten, das Problem zu lösen. Entsprechend vielfältig sind denn auch die Organisationen, die sich zu den Caring Communities

Charakteristisch für sie ist, dass sie nicht «man sollte», «me sött» oder «die sollen doch endlich mal» sagen, sondern sie packen selber an, suchen Wege und Möglichkeiten, das Problem zu lösen.

zählen. Vom Kinderspielplatz bis zum Lokalradio, vom Bio-Gemeinschaftsgarten über den Quartier-treffpunkt bis zum Treffpunkt für alleinerziehende

Mütter oder für ältere Menschen; Treffpunkte und Räume, die allen zur Verfügung stehen, Begrünen und Beleben des öffentlichen Raums usw. Im

Die Care-Arbeit ist die Grundlage, ohne die weder die Wirtschaft noch die Gesellschaft existieren kann.

«Corriere del Ticino» sagte es Marcello Martinoni, Koordinator des Netzwerks Caring Communities im Kanton Tessin, so: Caring Communities würden «kleine Ideen umsetzen, die zu grossen Ergebnissen in der Gesellschaft führen». Erneuerung von unten. Allen ist gemeinsam, dass sie von den Menschen im Quartier, der Gemeinde oder der Region aufgebaut und betrieben werden. Mit wenig Hierarchie, stark auf das gemeinschaftliche Tun ausgerichtet und stark geprägt von Frauen, nicht nur beim Ausführen, sondern genauso beim Initiieren, Planen und Gestalten.

Was bei Veranstaltungen mit Vertreterinnen und Vertretern von Caring Communities auffällt, ist die Power, die Engagiertheit und die gute Stimmung. Es kommt zum Ausdruck, da treffen sich Menschen, die handeln und etwas bewegen wollen.

Care-Arbeit ist das Fundament

Care-Arbeit umfasst Betreuungs-, Pflege- und Hausarbeit für Kinder und Erwachsene, bezahlt und unbezahlt, d.h. alles, was nötig ist, damit Gesellschaft und Wirtschaft überhaupt funktionieren können. Die ökonomische Bedeutung der unbezahlten Familien- und Hausarbeit ist gross. Gemäss der Fachhochschule Graubünden umfasste sie in der Schweiz schon 2016 9,2 Milliarden Stunden unbezahlt. Das ist mehr, als für bezahlte Arbeit aufgewendet wurde (7,9 Milliarden Stunden). Der totale Wert der unbezahlten Arbeit in der Schweiz beläuft sich auf 404 Milliarden Schweizer Franken, wovon rund 246 Milliarden Schweizer Franken (61 Prozent) von Frauen geleistet werden. Im Bruttoinlandprodukt wird sie jedoch gar nicht berücksichtigt.

Diesen Sommer fand in Herrsching bei München ein Seminar für Vertreter:innen der Care-Initiativen Deutschland, Österreich, Schweiz statt. Im Mittelpunkt stand die Erscheinung ihres Buches «Wirtschaft neu ausrichten» und die Planung der nächsten Schwerpunkte. Wie der Titel des Buches sagt, ist das Ziel klar und die Herausgeberinnen lassen keine Zweifel offen, worum es geht. In der Einleitung zum Buch schreiben sie, es «braucht nicht nur Sichtbarkeit, Anerkennung und Honorierung von Care-Tätigkeiten, sondern eine Neuausrichtung allen Wirtschaftens». Entsprechend waren

am Seminar die Pläne für die weiteren Aktivitäten auf eine Neupositionierung der Care-Arbeit ausgerichtet. Und mehr noch, die Care-Arbeit ist die Grundlage, ohne die weder die Wirtschaft noch die Gesellschaft existieren kann. Da ist es nur logisch, dass die Werte und Regeln der Care-Arbeit auch für die Wirtschaft gelten sollten.

Grundlegender Systemfehler

Die bekannte amerikanische Soziologin Riane Eisler benennt in ihrem Buch «Die verkannten Grundlagen der Ökonomie»³⁾ den grundlegenden Systemfehler. Das Problem sieht Eisler in unserem «dominanzgeprägten Wirtschafts- und Gesellschaftssystem». Solche Systeme seien geprägt von vier Elementen: Autoritäre auf Kontrolle gestützte Hierarchien, hohes Mass an Missbrauch und Gewalt, Unterordnung der Frauen unter die Männer und Überzeugung, dass diese Dominanz «als unausweichlich, ja sogar als moralisch geboten» gerechtfertigt sei. Sie stellt als Kern des Übels die fehlende Fürsorge fest. Oder kurz gesagt: Die westliche Wirtschaft beruht in Theorie und Praxis auf dem Prinzip der Konkurrenz, der Stärkere verdrängt den Schwächeren. Diesem Prinzip fallen offensichtlich nicht nur das Klima und die soziale Gerechtigkeit zum Opfer, immer deutlicher auch unsere Demokratien, für die dieses Prinzip längerfristig tödlich ist.

Aus der Sicht Eislers haben die «zunehmenden Probleme von Individuen, Gesellschaft und der natürlichen Umwelt, also unserer Mitwelt, eine gemeinsame Ursache: Einen Mangel an Fürsorge bzw. Care». Nach ihr blenden die herkömmlichen Wirtschaftsmodelle in «befremdlicher Art und Weise einige der grundlegenden Voraussetzungen der menschlichen Existenz – allen voran, die essenzielle Bedeutung der Fürsorge und der Care-Arbeit für jegliche ökonomische Aktivität» aus.

Die Mitglieder der Netzwerke Caring Communities und Caring-Initiativen engagieren sich konkret und direkt dafür, dass Fürsorge bzw. Care in unserer Gesellschaft jenen Stellenwert erhält, der ihr gebührt. Sie engagieren sich dort, wo sie direkt etwas beeinflussen können. Sie setzen dort an, wo sie direkten Einfluss haben und ihre Ideen umsetzen können. Und sind überzeugt, dass sich so Marcello Martinonis Erwartung erfüllen wird.

Ruedi Winkler

1) **Care schafft Community – Community braucht Care.** Robert Sempach, Christoph Steinbach, Peter Zängli. Hrsg. Springer Verlag

2) **Wirtschaft neu ausrichten.** Uta Meier-Gräwe, Ina Praetorius, Feline Tecklenburg. Hrsg. Barbara Budrich Verlag.

3) **Riane Eisler: Die verkannten Grundlagen der Ökonomie.** Büchner Verlag.

«Ohne Hoffnung kann ich nicht leben»

Entsetzen, Trauer und Wut – sind das die passenden Worte für unsere Hilflosigkeit? Für das Massaker an Israelis durch die Hamas, für die Entführung von Geiseln. Ohne Wenn und Aber ist dieser Terroranschlag zu verurteilen.

Ueli Schwarzmann*

Ich war als Menschenrechtsbeobachter des Weltkirchenrates im besetzten Westjordanland. Ich fuhr durch das Jordantal vorbei an jüdischen Siedlungen, üppig grün bepflanzt, häufig mit Swimmingpools. Ich fuhr an bescheidenen palästinensischen Dörfern vorbei. Die Bepflanzungen kärglich. Warum? Die Wasserallokation ist ungerecht geregelt. Die jüdischen Siedlungen erhalten reichlich Wasser. In den palästinensischen Dörfern mangelt es an diesem kostbaren Gut. Ich erinnere mich an einen Bauern, der nach Grundwasser grub und eine Pumpe installierte, damit er für seine Familie und für seinen bescheidenen Betrieb zusätzliches Wasser gewinnen konnte. Wenig später kamen israelische Soldaten und zerstörten diese Wasserpumpe mit der Begründung, dass der Bauer keine Baubewilligung habe. Gleiches erfuhr eine Familie, die ich besuchte. Sie lebte in einem Haus, das mit Mitteln der Europäischen Union finanziert wurde. Auch dieses Haus wurde von den Israelis zerstört mit der Begründung, es liege keine Baubewilligung vor. Allerdings: Ungefähr 90 Prozent der Gesuche für eine Baubewilligung werden von der israelischen Militärverwaltung abgelehnt. Die israelische Besatzung ist nicht nur militärisch organisiert, zusätzlich behindern schikanöse bürokratische Hürden das tägliche Leben der Palästinenser.

Ich denke an ein Vorkommnis im Dorf Qusra. Extremistische jüdische Siedler zerstörten ein Feld mit Olivenbäumen, vertrieben die Schafe und bedrohten die palästinensischen Bauern. Das israelische Militär schaute zu, als die Auseinandersetzung bedrohlicher wurde, erschoss ein Soldat ohne Vorwarnung einen jungen palästinensischen Bauer – Vater von vier Kindern.

Sehr viele Menschen auf engem Raum

Kürzlich war ich mit einer Delegation in Gaza. Der Begriff Freiluftgefängnis ist zutreffend. Auf engem Raum leben sehr viele Menschen. Gewaltige wirtschaftliche Probleme und eine grosse Arbeitslosigkeit existieren. Wir trafen uns mit



Palästinenser inspizieren den Schaden nach einem israelischen Luftangriff auf das El-Remal-Gebiet in Gaza Stadt am 9. Oktober 2023. (Bild: Wafa-APA Images/Wikimedia Commons)

Studentinnen und Studenten. Sie erzählten von ihren Zukunftsvorstellungen, obwohl sie sich ihrer schwierigen Situation bewusst waren. Eine junge Frau meinte, «ohne Hoffnung kann ich nicht leben». Wir begegneten Kindern, die neugierig auf uns Fremde zukamen, lachend und strahlend. Ich traf Menschen, die sich sehr kritisch über die Hamas äusserten. Andere waren der Meinung, dass die Hamas sie gegen Israel verteidige. Unterdessen wird Gaza dem Erdboden gleichgemacht. Erstaunt es uns, dass diese unwürdige Situation in Gaza und im Westjordanland zu Hass und Verbitterung

Eine politische Lösung ist demnach zwingend. Aber besteht dazu die Bereitschaft bei beiden Parteien und der internationalen Gemeinschaft?

führt? Wenn die israelische Regierung meint, dass sie in Gaza alle Hamas-Kämpfer töten können, so täuscht sie sich wohl. In einer solchen Situation wächst Extremismus. Dies ist der Nährboden, auf dem junge Männer rekrutiert und zu «Kämpfern» ausgebildet werden. Eine politische Lösung ist demnach zwingend. Aber besteht dazu die Bereitschaft bei beiden Parteien und der internationalen Gemeinschaft? Der Co-Präsident des

New Israel Fund Schweiz, Jaron Bernstein, stellte an einer Veranstaltung die Frage: «Wo ist der palästinensische Nelson Mandela, wo ist der israelische Nelson Mandela?» Auch wenn dieser als Frage verkleidete Wunsch reichlich utopisch wirkt, macht er darauf aufmerksam, dass es überzeugende Führungspersönlichkeiten braucht, damit es zu einer Lösung kommt.

Welch eine Doppelmoral

Stimmen in der Politik und in den Medien empören sich häufig, wenn auf die aktuelle Situation der Palästinenserinnen und Palästinenser hingewiesen wird. Es wird vorschnell Antisemitismus und linke Politik vermutet und auf eine ungerechtfertigte Kontextualisierung hingewiesen. Welch eine Doppelmoral! Wie kann das Leid der einen betrauert und das Leid der anderen verschwiegen werden? Kürzlich habe ich an einer Manifestation in Zürich u.a. mit jüdischen und palästinensischen Menschen teilgenommen. Das Motto war: «Für einen gerechten Frieden in Israel und Palästina.» Eine wichtige Forderung. Wir haben keine andere Wahl. Oder wie sich jene Studentin in Gaza ausdrückte: «Ohne Hoffnung kann ich nicht leben.»

* Ueli Schwarzmann leistete einen Einsatz als Menschenrechtsbeobachter des Weltkirchenrates im Westjordanland. Kürzlich war er in Gaza. Er war in leitender Funktion im Sozial-, Gesundheits- und Bildungsbereich und als Lehrbeauftragter an der Universität Freiburg i. Ue. tätig. Von 1995 bis 2011 war er Direktor der Alterszentren der Stadt Zürich.

Humorig

Die Initialidee von Beat Schlatter und Peter Luisi wäre an sich nicht mal nur blöd.

Neulich erklärte Jan Böhmermann in seiner Late-nightshow, was Cancel culture effektiv benennt, nämlich den Versuch der Mächtigen und häufig auch politisch Rechtsgerichteten, Aufmüpfige mit geharnischten juristischen Klagen einzudecken, um sie damit möglichst mundtot zu bekommen. Dass dieses Narrativ von einschlägigen Meinungsverstärkern mantraartig in sein Gegenteil zu verkehren versucht wird, gehört mit zum Unterfangen der immer weiter führenden tendenziösen Verschiebung der Grenze des sogenannten Sagbaren, bis vormals Grenzwertiges als Common sense durchgeht und sich der nebulöse Groll woandershin denn dessen Ursprung richtet. Von dem her passt der scheinbar von einem allgemeinen Effizienzgedanken ausgehende Populist Jeannot Bachmann (Beat Schlatter) mit seiner Volksinitiative «No Bilingue» gut in eine lange Reihe von real existierenden Eindampfern von komplexen Problemen in simple Slogans vermeintlicher Lösungen wie Beppe Grillo, Javier Milei oder Bernd Höcke. Zum allgemeinen Erstaunen gewinnt das Französisch als alleinige Landessprache in der Volksabstimmung die Oberhand und mit einer



Übergangsfrist von sechs Monaten wird in einer ins tyrannisch kippenden Herrschaftsform dieses Volksverdikt durchgesetzt. Ausgerechnet Walter Egli (Beat Schlatter), der Français fédéral noch nicht mal vom Hörensagen kennt, soll als Bundespolizist die schonungslose Durchsetzung überwachen und gewährleisten. Im Tessin, so das Gerücht, soll sich ein Nest von gewaltbereiten Aufwiegeln vulgo Terroristen befinden, das Egli zusammen mit dem ihm zugewiesenen, selbstredend überheblich arrogant gezeichneten Romand Jonas Bornard (Vincent Kucholl) aufspüren, infiltrieren und ausheben soll. Der Humor von «Bon Schuur Ticino» ist von der Art, wie sie auch das Hallenstadion Zürich zu füllen vermag, also vielmehr recht eigentlich mehrheitsfähig gefällig denn mehrschichtig raffiniert. *froh.*

«Bon Schuur Ticino» spielt in den Kinos Abaton, Arena, Capitol, Frame, Le Paris, Piccadilly.

Werbespot

Thomas Thümena über die missionierende, evangelikal freikirchliche Heilsarmee.

Die sogenannt neutrale Haltung eines Dokumentarfilmers gegenüber seinem Sujet, der sich betont darauf kapriziert, allein zu zeigen, was ist, birgt – das war jüngst auch bei Piet Baumgartners «The driven ones» die Krux – im Umkehrschluss eben gerade auch das Risiko, sich via eine auch als unentschieden interpretierbare Haltung vor den Karren einer nicht in allen Belangen unverdächtigen Institution spannen zu lassen und ihr einseitig einen roten Teppich auszurollen. Die Heilsarmee hilft, das ist Fakt. Aber nicht umsonst, das ist auch Fakt. Sie fischt auch nach Seelen und missioniert ein Welt- und Menschenbild, das auch ausgrenzt, wer dem Schema widerspricht, und intern ist sie als internationale Organisation eine überaus gestreng einengende «Errettungsarmee» («The Salvation Army») mit militärischen Hierarchien, die entschieden allergisch auf Abwehler reagieren kann. Wer in Ungnade fällt, ist weg vom Fenster. Darüber spricht «Himmel über Zürich» genauso wenig wie im Gegenteil über eine Einschätzung ihrer Wichtigkeit als Hilfsorganisation für sogenannte Randständige in Relation zum diesbezüglichen Vermögen von staatlichen Einrichtungen



oder anderen Organisationen, deren Ursprung oft auch im Glaubensbereich beheimatet ist, aber die das Missionieren als zentrale Hauptsache überwunden haben. Der missionarische Eifer, verpackt in einer – pardon – Scheissfreundlichkeit, soll die glaubenskolonisierende Absicht dahinter verschleiern und so wirkt es nicht zufällig, dass sich der Zürcher Ableger davon anscheinend beherzt um Geflüchtete aus der Ukraine kümmert, aber von andersgläubigen, im Mindesten ebenso bedürftigen Personen wie Geflüchteten aus Syrien oder Afghanistan nie überhaupt gar keine Rede ist. Die paar (auch kritischen) Wortmeldungen von Personen aus sozialen Randgruppen wirken demgegenüber wie ein Feigenblatt. Für sie als Individuum interessiert sich der Film nur in ihrer Rolle als Statisten. *froh.*

«Himmel über Zürich» spielt im Kino RiffRaff.

Stoisch

Barbet Schroeder ergründet das Wesen seinen alten Freundes und Malers Ricardo Cavalli.

An den äussersten Zipfel der Bretagne hat sich Ricardo Cavalli (*1954) zurückgezogen, um in akribischer Kleinstarbeit und einer Engelsgeduld die Naturschönheit der dortigen Felsenformationen malen zu können. Bis zu sechs Jahre lang arbeitet er an den aus zig Tafeln zusammengefüigten Gemälden, die in ihrer Wirkung der Überwältigung der effektiven Natur nahekommen.

Aber darum gehts in «Ricardo et la peinture» letztlich doch nur am Rand. Seine Bescheidenheit, Besonnenheit, Belesenheit, seine philosophische Fokussiertheit auf das Wesentliche, seine authentisch altruistische Askese, das lebendige Feuer in seinen Augen, seine über jede Leinwand hinausquellende Energie, wenn er über den Lebenssinn von Kunst und dem eigentlichen Sinn von



Kunst als solcher ins Schwärmen gerät, sind von einer ungeheuer einnehmenden Wucht. Dabei ist ihm das Aufhebens um seine Person, die Barbet Schroeder («L'avocat de la terreur») und sein Filmteam durch das Vorhaben des Films notgedrungen verursacht, gar nicht recht. Er hat sich aus Paris hierher zurückgezogen, um allein zu sein und sich der Natur und der Malerei widmen zu können. Nebenher hat er eine Schule zur Förderung der Kreativität von Kindern gegründet, denen er zugewandt, konzentriert und geduldig seine volle Aufmerksamkeit schenkt, wenn wie geplant die Zeit dafür ist.

Eine solche Konsequenz, Denken und Handeln in einen Einklang zu bringen und dabei ein überragendes, schöpferisches Talent dermassen als nicht ausserordentlich und schon gar nicht betonenswert einzustufen, zeugt von einer ungewohnt komplett in sich ruhenden Persönlichkeit. Einerseits richtet er sich nach den alten Meistern, andererseits zeichnet er mit Tinte, wie wenn es vor ihm keine Kunst gegeben hätte. Sein Selbstverständnis als Handwerker hindert ihn nicht daran, sein Streben nach dem Erfassen beispielsweise eines Steins kontinuierlich zu raffinieren. Faszinierend und bewundernswert. *froh.*

«Ricardo et la peinture» spielt im Kino Uto.

Kriegs-Comic als SRF-Kultur? Dazu ein paar Kontrapunkte

Samstag, 2. Dezember

8.30 SWR: «**Das Potenzial der alten Sprache.**» Lukas Meyer-Blankenburg über Latein als Schulfach. Danach in der Musikstunde: «Jazz global.» Weltstadt Wien.

10.00 DLF: «**Klassik, Pop et cetera.**» Heute mit Fritz Kalkbrenner, Musikproduzent und Sänger. 1981 als Sohn eines Journalistenpaars in Berlin geboren. Als der Teenager die Schule abbrach, setzten ihn seine Eltern vor die Tür und er fing darauf selber als Kulturjournalist an...

11.00 DLF: «**Wunsch nach Normalität.**» Die junge Generation im Kosovo und ihr Verhältnis zu Serbien. Benedikt Schulz in der Reportage-Reihe Gesichter Europas. Seit einiger Zeit sind die Beziehungen zwischen Kosovo und Serbien auf einem Tiefpunkt. Immer, wenn es Hoffnung gibt, dass sich das Verhältnis der ehemaligen Kriegsgegner normalisiert, sorgen gezielte Provokationen für neue Eskalation. Leidtragende sind vorab die jungen Menschen im Kosovo. Nun hat sich die EU nach langem Zögern auf visafreie Einreisen von dort geeinigt. Was erhoffen sich die Jungen davon – und für die Zukunft ihres Landes?

17.00 SWR: «**Zeitgenossinnen.**» Alona Karavai, Kuratorin und Kulturmanagerin. Sie floh 2014 aus Donezk, acht Jahre vor dem russischen Angriff auf die ganze Ukraine. Seitdem betreibt sie im Südwesten des Landes eine Artist Residence und rettet dort auch vom Krieg bedrohte Kunst.

19.00 SWR: «**Daser.**» Science-Fiction-Krimi von Jörg Liebenfels. Produziert 1993! Ort der Handlung ist Helgoland im Jahr 2027. Nach dem grossen EU-Zusammenschluss hat die einzige deutsche Hochseeinsel ihre Bedeutung als Zollparadies verloren und wurde – 70 Kilometer vom Festland entfernt – zum modernen Entsorgungszentrum für atomaren Müll erkoren. Bei der Feierstunde zur Einlagerung des 1000sten Entsorgungscontainers kommt es zu einem Störfall...

20.00 SRF 2: «**Verfluchter Krieg**» von Lukas Holliger. Angekündigt wird ein «albraumhafter Mystery-Krimi und Polit-Thriller mit lebenden Toten und einem unfreiwilligen Ermittler am Rande des Wahnsinns». Inhalt in Kürze: «Die Schweiz im Krieg gegen sich selbst – und die Völker Jugoslawiens alle gegeneinander. Horror am Rheinknie.» Zeitpunkt hier: der Winter 1992. Bürgerkrieg im Balkan und in der Schweiz wütet ein erbitterter Abstimmungskampf um den Beitritt zum EWR. Frank von Niederhäusern, der sich die Produktion schon vor der gross angekündigten Premiere zu Gemüte geführt hat, merkt im «Kulturtip» an, die Verknotung dieser politischen Rahmenbedingungen wirke «etwas gekünstelt», das ganze sei eher ein Hörcomic, wo «der Krieg, so zynisch es klingen mag, eine Nebenrolle» spiele... Parallel dazu ist bei SWR 2 Kultur live ein «Studiokonzert mit jungen Musikerinnen und Musikern aus Russland und der Ukraine» zu hören. Auf dem Programm stehen Werke von Dmitrij Schostakowitsch und Boris Lyatoschynsky. Und beim DLF: «Mögen Sie Emily Dickinson?» Hörspiel von Kai Grehn. Gestaltet nach Briefen und Texten

von Emily Dickinson, deren gegen 1800 Gedichte erst 70 Jahre nach ihrem Tod in einer Gesamtausgabe erschienen. Diese habe die (US-)amerikanische Literaturgeschichte dazu veranlasst, die scheinbar weltentrückte «Einsiedlerin von Amherst» zu ihrer «grössten Dichterin» auszurufen. Deren zentrale Themen: Natur, Liebe, Tod und die metaphysische Obdachlosigkeit des modernen Menschen.

21.00 SRF 2: «**Der Walzer und die Neue Musik.**» Eine Sendung von Benjamin Herzog.

22.00 DLF: «**Erforschung seelischer Gewalterfahrung im Krieg.**» Ingo Dorfmler stellt im Atelier neuer Musik das neue Stück von Eres Holz vor: «Ein Mensch erkennt, dass er nie Mensch war.» Alles laufe dort auf das Zitat des Wehrmachtssoldaten Reinhard G. zu, das zum Titel des vom DLF in Auftrag gegebenen Opus wurde. Es wurde beim Forum neuer Musik zum Thema «In der deutschen Nachkriegszeit» uraufgeführt. Parallel dazu bei SWR 2 in der Jazztime: «Weltoffenes Ungarn.» Hans-Jürgen Schaal über das Jazzlabel BMC. Danach ist hier bis 2 Uhr eine Produktion aus dem Jahre 1959 zu hören: «Pan» nach dem Roman von Knut Hamsun.

23.00 DLF: «**Nur ein trauriger Vogel kann schön singen...**» Die Lange Nacht der Maria Callas. Gestaltet zu ihrem 100. Geburtstag von Jürgen König.

Sonntag, 3. Dezember

8.30 SRF 2: «**Vom Soldaten zum Zenmönch.**» Claude Anshin Thomas. Ein Perspektiven-Porträt von Yvonn Scherrer. Er hat im Vietnamkrieg gekämpft und leidet unter den dort gemachten Erfahrungen bis heute. «Der Krieg beginnt in uns», sagt er. «Wir alle haben unsere Wut, unsere Aggression und destruktiven Gedanken. Wenn wir lernen, sie zu beobachten, ohne sie abzulehnen und ohne ihnen nachzugeben, eröffnen sich neue Möglichkeiten, Konflikte zu führen und unser Leben zu gestalten.» Gleichzeitig bei SWR 2: «Bedrohung und Schutz von Amphibien und Reptilien.» Science Talk mit dem Biologen Johannes Penner.

9.30 DLF: «**Wie geht es weiter mit Russland?**» Der russische Schriftsteller Viktor Jerofejew und Osteuropa-Expertin Sabine Adler im Gespräch.

11.00 SRF 2: «**Kultur extra.**» Ein Gespräch zur Bestenliste Dezember.

12.00 SWR: «**Tür & Tor.**» Ulrich Land über Schwellen zwischen profaner und sakraler Welt.

13.30 DLF: «**Zwischentöne.**» Musik und Fragen zur Person. Lars Eidinger, Schauspieler.

14.00 SWR: «**Er-zähl die Toten!**» Manuel Gogos zur Erinnerungsarbeit der Schauspielerin und Schriftstellerin Emine Sevgi Özdamar. Als sich die Armenierinnen aus Verzweiflung zu Tode stürzten, trug die Grossmutter der Enkelin auf, die Frauen nicht zu vergessen. Das Mädchen Sevgi machte eine Liste und zählte die Toten.

Heute erzählt die Schriftstellerin deren Geschichten.

15.00 SRF 2: «**Das letzte Märchen.**» Maria Callas zum 100. Geburtstag. Eine Passage von Florian Heurich. Auch bei SWR 2 Kultur wird «die Göttliche» ab 20 Uhr zum Thema eines dreistündigen Opernabends.

16.30 DLF: «**Vor Corona war AIDS.**» Wie eine neue Krankheit die Welt verändert. Jonas Reese und Christopher Weingart in Forschung aktuell.

18.20 SWR: «**Knöpfe.**» Hörspiel von Ilse Aichinger. 1953 produziert.

20.00 DLF: «**Hering im Blumentopf.**» Vögelbeobachtungen einer Grossstädterin. Feature von Sabine Fringes.

23.00 SWR: «**Musik und Raum.**» Radioessay von Andreas Fervers.

Montag, 4. Dezember

9.00 und 23.00 SWR: «**Ein russisches Leben im Exil.**» Ulla Zierau startet eine Musikstunden-Wochenserie über Sergej Rachmaninow.

14.00 SRF 1: «**Herrn Walsers Raben**» von Wolfgang Hildesheimer. 1984!

15.00 SWR: «**Abkürzung ins Nirwana.**» Margarete Blümel über das Leben und Sterben in Varanasi, der nordindischen Stadt, die als Ort des Gottes Shiva gilt.

19.15 DLF: «**Andruck.**» Das Magazin für Politische Literatur. Immer montags um diese Zeit.

Dienstag, 5. Dezember

8.30 SWR: «**Friedensnobelpreisträger Nelson Mandela und der Sieg über die Apartheid.**» Jana Genth über den ersten schwarzen Präsidenten seines Landes.

15.00 SWR: «**Ich bereue nichts.**» Eine Frau und 100 Jahre iranischer Geschichte. Wiktoria Rafiri über Mama Dschun. Sie wurde 1928 im Süden Irans geboren, war Zeugin vom Fall der persischer Könige, erlebte und überlebte die Zeit der Islamischen Revolution und den Iran-Irak-Krieg. Und sie musste die schwerste Entscheidung treffen, die das Leben einer Mutter abverlangt – ihre Kinder in die Fremde zu schicken.

19.15 DLF: «**Die Vertriebenen von Louisiana.**» Feature von Egon Koch. Auf der ganzen Welt zwingt der Anstieg des Meeresspiegels viele Menschen zur Flucht. Auch in den USA. An der Südküste, unweit von New Orleans, versinken ganze Landstriche im Golf von Mexico. So ist die von Indigenen bewohnte Isle de Jean Charles in rund sechzig Jahren um 98 Prozent geschrumpft. Ursache sind hier jedoch vor allem auch von Öl- und Gasgesellschaften gebaute Kanäle.

20.00 DLF: «**Manhattan Transfer.**» Start einer Hörspielreihe nach dem Roman von John Dos Passos. Er zeigt den Weg New Yorks von der Einwanderstadt zur Weltmetropole. Danach in Jazz Live: «Frauen-Power aus dem Norden.» Marilyn Mazurs

Shamania. Und nach 22 Uhr: «Zwischen allen Stühlen.» Eine kleine Kulturgeschichte des Hackbretts. Präsentiert von Andreas Pehl.

Mittwoch, 6. Dezember

8.30 SWR: «**Was sie uns sagen will und wie man ihr zuhört.**» Max Rauner über die innere Stimme.

15.00 SWR: «**Was geschah mit Onkel Alois?**» Kristine Kretschmer über eine Familienrecherche in der Psychiatrie der 1970er-Jahre.



20.00 SRF 1: «**Franz Hohler im Gespräch mit Wolf Biermann.**» Mitschnitte von der Veranstaltung im Theater Rigiblick Zürich vom 28. November 2023. Und bei SRF 2: «Musik unserer Zeit.» Yaron Deutsch und sein Ensemble Nikel.

21.00 DLF: «**Wolfgang Neuss zum 100. Geburtstag.**» Volker Kühn erinnert an den Mann mit der Pauke.

Donnerstag, 7. Dezember

8.30 SWR: «**Neue Brutalität?**» Marc Bädorf fragt nach, warum Kinder und Jugendliche gewalttätig werden.

15.00 SWR: «**Rosario, Argentinien.**» Francisco Oloso zeigt, wie Drogengewalt den Alltag einer Stadt verändert.

Freitag, 8. Dezember

8.30 SWR: «**Überschuldung statt Armutbekämpfung?**» Gerhard Klas über Mikrokredite.

10.00 DLF: «**Auslaufmodell?**» Die Zukunft der gedruckten Zeitung.

15.00 SWR: «**Von leeren Häusern und neuer Hoffnung.**» Alleinsein im Alter. Feature von Patrick Batarilo.

20.00 DLF: «**Toreras.**» Auf Augenhöhe mit dem Kampfstier. Feature von Rilo Chmielorz. Parallel bei SRF 1: «Das Grünkäppchen» von Pierre Henri Cami. Und andere Minidramen aus dem täglichen Leben. Produziert 1984. Und bei SRF 2 dreht sich die Passage um Raphael Lemkin, den heute weitgehend vergessenen «Vater der Völkermord-Konvention». Zweitausstrahlung am kommenden Sonntag. Dann mehr!

22.00 SWR: «**Frauen machen Staat.**» Inger-Maria Mahlkes Familiengeschichte aus Lübeck.

DLF/Deutschlandfunk – 100,6 und 105,1 MHz. SWR/Südwestrundfunk 2 – 90,4 und 97,9 MHz auf UKW sowie in digitalen Kanälen und Netzen. Die allermeisten dieser Sendungen finden sich auch im Podcast-Angebot!

Bücher der Woche

Gebrauchssprache

«Das ist kein Mundartbuch», steht auf dem Buchdeckel. Ist das eine Warnung, weil der Autor, Pedro Lenz, seine Texte meist in Mundart schreibt? In diesem Buch schreibt er in der Schriftsprache und befasst sich mit dem Gebrauch von Worten im Alltag beim Sprechen oder Schreiben, auch solchen in Mundart. Er vermutet, dass man das Theaterstück «Der Besuch der alten Dame» von Dürrenmatt heute nicht mehr so ankündigen könne. Im heutigen Sprachgebrauch werde eine «ältere Dame», eine «alte Frau» usw. ersetzt durch das «flapsig... gedankenlose» Wort «Grosi». Ältere Männer würden aber noch nicht als «Opi» bezeichnet.

Der Autor stellt fest, dass Sätze vor allem in der Mundartsprache abgekürzt werden. So mit Fragesätzen an der Kasse wie «Zedeli wöue?» Da lohne es sich nicht, eine ausführlichere Begründung abzugeben, man antworte einfach mit «Nei merci». Die Schwierigkeit bei der Stellensuche älterer Menschen sieht er vor allem bei der Sprache der Stelleninserate, die – wie seine aufgeführten Beispiele zeigen – nur Insider verstehen. Ein Beitrag befasst sich mit den «Fallen bei den Fällern». Etliche Texte befassen sich mit Modeworten wie «voll», «halt», «viral». Nach dem Lesen dieses Kapitels fallen einem bei lockeren Gesprächen solche Modeworte besser auf und man kann sogar das Alter der Person, die sie äussert, einkreisen. Auch der Sprache in den Medien nimmt er sich an, zum Beispiel beim Thema «Wetter» oder bei Aussagen von Sportlern im Anschluss an ein Meisterschaftsspiel. Aufgefallen ist dem Autor, dass viele Ausdrücke optimiert werden. Statt etwas zu «verbessern», sagt man nun «optimieren» usw.

Mit den vierundsechzig Kolumnen zeigt Pedro Lenz, den viele nur als Mundartautor sehen, dass er seine Ohren nahe beim Volksmund hat und er die in den Medien verwendete Sprache kritisch beobachtet. Sprache ist für ihn nicht unpolitisch. Am Schluss der jeweiligen Kolumne gibt er einen kurzen Satz als Kommentar zum Thema ab. Vergnügliche und lehrreiche Lektüre über unsere Sprache und deren Wandel im Alltag über die Zeit hinweg. *hk.*



Pedro Lenz: **Isch das aues?** Sprachliche Moden und Marotten. Knapp Verlag 2023, 135 Seiten, 29.00 Franken.

Maulwurf Krieg

Zehn Tage nach dem 90. Geburtstag von Alexander Kluge, der den Zweiten Weltkrieg als Jugendlicher miterlebte, überfiel Russland die Ukraine. «Der Krieg ist wieder da», lautet denn auch die Überschrift im ersten von sechs Kapiteln in seinem neuen Buch, einer «Kriegsfibel». Er beschreibt, wie er als zehnjähriger Schüler – «auf der Schulbank und mit dem Finger auf der Landkarte» – die Fahrt der deutschen Panzer nach Stalingrad mitverfolgte. Seit damals hat der «Chronist der Gefühle» sich immer wieder mit dem Thema Krieg in Filmen, Büchern, Zeitungsartikeln auseinandergesetzt. In «Station 2» befasst sich der Autor mit der «Utopie der Panzerung». Darin zeigt er, dass Panzer die Leute nicht schützen können. Mit Beispielen übertitelt einen Abschnitt mit «Menschen sind für die Panzerung ihrer Herzen nicht geeignet». In «Station 4» stellt er sich die Frage, «Was wissen wir, was auf unserer Erde im Untergrund an unerledigten Kriegen bis heute wühlt?». Handelt es sich beim Sturm aufs Kapitol am 6. Januar 2021 um das Wiederaufflammen des Krieges 1861-1865 in den USA? In der letzten «Station» befasst sich der Autor mit der menschlichen Natur, der «Kriegsauslösung durch Depressive und Aggressive». In diesem Kapitel lautet ein Zwischentitel «Der Gegenbegriff zum Krieg ist nicht «Frieden», sondern Anti-Krieg...». Zur menschlichen Natur zählt Kluge zum Glück auch «Die Fähigkeit zu trauern». Er beschreibt Bismarcks Tränen, der angesichts des gewonnenen Krieges – im Gegensatz zum Preussenkönig – auf eine Siegesparade verzichten wollte.

Der ursprüngliche Text umfasste 400 Seiten, die der Autor zusammen mit dem Lektor auf die vorliegenden 128 Seiten reduzierte. Dabei arbeitet Kluge – beruflich tätig als Filmemacher, Fernsehproduzent, Schriftsteller, Drehbuchautor, bildender Künstler, Rechtsanwalt und Unternehmer – neben etlichen s/w-Bildern zusätzlich mit QR-Codes, mit denen kurze Filme oder Texte abgerufen werden können. Ein eindrückliches, kleines Nachschlagewerk und Handbuch zum Thema Krieg und was er mit und aus den Menschen macht. Die Lektüre, so traurig das Thema ist, lohnt sich. *hk.*



Alexander Kluge: **Kriegsfibel 2023.** Roman, Suhrkamp 2023, 128 Seiten, 24.90 Franken.

Gutenachtgeschichten

Dieses Buch enthält zwanzig von den zwei Herausgebern ausgewählte Geschichten «für Verliebte». Die beiden Männer haben dabei Texte von zehn Frauen und zehn Männern ausgewählt. Ziel des Buchs sei, dass Verliebte diese Geschichten einander vorlesen. Bei den Autorinnen und Autoren handelt es sich um Klassiker aus der Weltliteratur, aber auch um junge Autorinnen und Autoren.

In der ersten Geschichte beschreibt Donna Leon die schwierige Suche nach einem Mann in New York für ihre Freundin, die mit einem Migräneanfall der beiden Frauen endet. Natürlich fehlt das «Abendlied» von Matthias Claudius nicht in dieser Sammlung. Noch nirgends gelesen habe ich den Text von Friedrich Glauser mit dem Titel «Totenklage». Da spricht das «Wolkenreh» mit dem Geliebten, den sie eben erschossen hat, und dankt ihm für die bisherige Unterstützung. Aber am nächsten Tag wird sie einen andern heiraten. Francis Scott Fitzgerald beschreibt mit «Drei Stunden zwischen zwei Flügen» eine Verwechslungsgeschichte, bei der die Begegnung von einem Mann mit seiner ehemaligen Schulkameradin spannende Dialoge beinhaltet. Weitere Texte stammen von Kurt Tucholsky, Gustav Flaubert, Doris Lessing, Franz Hohler oder Peter Bichsels «Milchmann». Von Karl Valentin und Liesl Karstadt findet sich die Geschichte «Im zoologischen Garten». Beeindruckend und traurig, leider wieder aktuell, der Text «Des Menschen Sohn» von Natalia Ginzburg. Im Buch sind auch jüngere Schweizer Autorinnen und Autoren zu finden. In der letzten Geschichte schreibt Alex Capus, wie seine Mutter nach England wollte, in Paris auf einen Mann traf und neun Monate später der kleine Alex das Licht der Welt erblickte.

Den Herausgebern ist es gelungen, eine gute Mischung von mal süssen und mal heissen, mal traurigen oder lustigen Geschichten auszuwählen. Diese sind nicht zu lang, aber auch nicht zu kurz. So schläft der oder die Zuhörende beim Vorlesen sicher nicht ein. Eignet sich als Geschenkbandchen – nicht nur für Verliebte – und ist in Leinen gebunden, schön aufgemacht.

Hermann Koch



Alex Capus, Thomas Knapp (Hrsg.): **Gutenachtgeschichten für Verliebte.** Knapp Verlag 2023, 152 Seiten, 26 Franken.

Vernetzung

Das Theater Winkelwiese weitet seine literarische Vernetzung bis nach Berlin aus.

Das Gastspiel «Trauer ist das Ding mit Federn», der Übersetzung des Romanerstlings des Briten Max Porter aus dem Jahr 2015, ist eine Produktion des TD Berlin (ehemals Theaterdiscounter). Die Prosavorlage bleibt als Damoklesschwert über der Inszenierung des Trios Sabrina Zwach, Maximilian Grill (Dad) und Matthias Buss (Krähe) während der ganzen, tendenziell eher einseitig auf direkte Publikumsansprache ausgerichteten Inszenierung hängen. Die Körperlichkeit der beiden Darsteller hingegen ist ungewohnt physisch lustvolles Schauspiel, das an die notwendige Intensität von Kindertheater erinnert, was der Text in seiner Fabulierfreude indes nicht hergibt. Die punkartige Mary Poppins-Geschichte einer überlebensgrossen Krähe, die einem trauernden Witwer mit seinen beiden Kindern über die erste Trauerphase



(Bild: Rene Loeffler)

der Hoffnungslosigkeit hinweghilft, ist als gedankenablenkende Beschäftigungstherapie angelegt. Sprachlich erscheint der Text als eine auffallend auf Originalität bedachte Aneinanderreihung von Wortneukreationen und Aufzählungen von im Sinn nicht immer unbedingt zusammenhängenden Dingen, denen es indes kongenial gelingt, ein sich allein um den eigenen Schmerz drehendes Gedankenkarussell aus dem Kreislauf der ewiggleichen Bahn zu werfen. Auch weil sich die ganze Geschichte in Windeseile abspielt und einem kaum je einen Augenblick des intellektuellen Verschnaufens gönnt. Die beiden Schauspieler sind grossartige Mimen, die mit einer in Zürich nicht mehr häufig anzutreffenden physisch wie akustisch raumfüllenden Präsenz der Überlistung wie der Verarbeitung der Trauergedanken eine regelrecht greifbare Körperlichkeit verleihen. Stimmen aus dem Off lassen die Kinderperspektive eintropfen. Dramatik wird aus dem Prosatext beim besten Willen keine, aber wenn unbedingt Romane für die Bühne adaptiert werden wollen, ist der hier erlebbare Ansatz einer der eher überzeugenderen Sorte. *froh.*

«Trauer ist das Ding mit Federn», 28.11., Theater Winkelwiese, Zürich.

Dauerschleife

Aus dem Intro «Epoché» von vor zwei Jahren wurde jetzt die Ko-Produktion «ECHO».

Immer wenns zuletzt bestechend simpel wirkt, steckt eine schlagende Idee, ein ausgeprägtes darstellerisches Vermögen und viel, viel Übung dahinter. Das Duo Naomi Kamihigashi und Thomas Walschot begibt sich für «ECHO» in eine anscheinend ewiggleiche Wiederholung des sich gegenseitig sehr akrobatisch An- und wieder Ausziehens. Sie riskieren damit sogar, die Aufmerksamkeitsspanne ihres Publikums erstens zu strapazieren und zweitens davon wegzulocken, durchs Band weg exakt hinzusehen. Denn erst mit der Wiederholung, die in Einzelsequenzen raffiniert und erstmals kaum als Veränderung wahrnehmbar immer wieder anders wird, bis sich der Ablauf zuletzt einmal sogar regelrecht umkehrt und noch immer genauso elastisch organisch wirkt, erwacht dieser vermeintlich simplen Tätigkeit eine tiefere Bedeutung, die das innere Assoziationsmotörchen anwirft. Ein Paar. Sie sind sich nahe und vertraut, kennen sich, ihre Körper und die Bedürfnisse gegenseitig offenbar schon so genau, dass sie das überhastet getriebene Moment des sich die Kleider vom Leib Reissens bereits hinter sich gebracht haben und jetzt daran arbeiten können, die über-



(Bild: Andreas Zihler)

wältigende Anziehung zueinander spielerisch in eine immer wieder neue Variation zu überführen. Das ist die positive Darstellung, zu der sich automatisch zeitgleich neben den aktiven Willen ein eher von Verlustängsten getriebener Spannungserhaltungstrieb gesellt. Im Detail ihrer Variationen indes fächern die beiden das ganze Universum einer emotionalen Paarbeziehung auf, das beleidigte Zurückweisung, flehentliches Entschuldigen, Wiederversöhnung als kontinuierlich mögliches Auf und Ab innerhalb eines trotz allem geschützt bleibenden Rahmens des Vertrauens durchdekliniert und so wie von Zauberhand, also gefühlt federleicht die damit einhergehenden Regungen mit ausstrahlt. Von schweisstreibend nervtötend bis filigranromantisch glückserfüllend existiert in amourösen Dingen eine enorme Spannweite. *froh.* «ECHO», 24.11., Tanzfestival, Winterthur.

Raffinierbar

Die Verschmelzung von Digitaltechnologie und Körperperformance ist noch rudimentär.

Vier Projektoren beleuchten Wände eines semi-transparenten, raumfüllenden Kubus von innen, in dessen Mitte die Compagnie Adrien M(ondot) & Claire B(ardainne) eine Performerin platziert, die eine Interaktion zwischen Bewegung und Projektion simuliert. In Teilen ist diese Technik tatsächlich bereits in der Lage, aus der körperlichen Annäherung an die Membrane eine Veränderung der Strichstruktur der Projektionen darauf sichtbar zu machen. Allerdings steht der Körper als Impulsgeber auch noch in Konkurrenz mit den Liveklängen einer E-Gitarre. Die Hierarchisierung zwischen Körper und Klang bezüglich der Manipulation der sie umgebenden Bildwelt ist während «Hakaï» noch viel zu uneindeutig definiert. Zudem erinnert das schemenhaft Simple der Projektionen noch stark an das Röhren-TV-Pixelspiel aus den 1970er-Jahren «Pong» von Atari-Gründer Nolan Bushnell. Die Idee, eine Gameumgebung erfahrbar und integrationsfähig in eine analoge Begehrbarkeit respektive Anwendung ohne VR-Brille oder ähnliches zu überführen, ist bestechend, aber steckt ganz augenscheinlich noch in ihren Kinderschuhen. Sobald während der Per-



(Bild: Romain Etienne)

formance ersichtlich wird, dass nicht die Performerin entscheidet, was um sie herum mit den geometrischen Figuren passieren soll, verwandelt sich die Faszination schlagartig in einen alleinigen Konkurrenzkampf um Aufmerksamkeit zwischen der Tänzerin und der Technik. Wer gewinnt, ist unschwer zu erraten. Aber die Vorstellung, die Umgebung wäre beispielsweise bildhaft, etwa ein Urwald mit Tieren und die Hoheit über die Interaktion läge allein beim Menschen, lässt vielversprechende Ahnungen über potenzielle Möglichkeiten zu. Allerdings birgt die Verwendung ob von Video oder anderen wahnsinnig eindrücklichen Bühnenelementen immer die Gefahr, selbst zur Hauptsache zu werden und die ursächlich als zentral verortete physische Präsenz einer Person übermässig in den Hintergrund zu verdrängen. *froh.* «Hakaï», 25.11., Tanzfestival, Winterthur.

Frauenhass



(Bild: Gina Folley)

Ein gegenüber #MeToo durchschnittlich unreflektierter Schriftsteller und ein weiblicher Schauspielstar mit verinnerlichter Misogynie sprechen einander in «Liebes Arschloch» Trost zu.

Die zynische Bösartigkeit der Trefflichkeit von Virginie Despentes Text in der Verkehrung der Perspektive der Anklage gegen das Patriarchat und dessen Langzeitfolgen birgt die Gefahr, missverständlich aufgefasst zu werden. Die unifarbene Ausstattung lehnt sich an den sommerlichen Softfeminismusblockbuster, die Tonalität ist sich selbstvergewissernd, klandestin verbündlerisch und via die Krücke einer Suchtselbsthilfegruppe beweisen die beiden Figuren Oscar (Matthias Neunkirch) und Rebecca (Karin Pfammatter), dass sie rein theoretisch das Zeug zur Lernfähigkeit hätten, altgediente Gewohnheiten ergo Gewissheiten zu verändern. Allerdings nur unter Zwang. Und wenn sie sich selbst versprechen können, aus der Anstrengung einen Profit zu ziehen. Der Erstkontakt geschieht in den sogenannten Sozialen Medien in Fäkalsprache. Oscar pisst Rebecca ans Bein. Eben erst wurde er wegen sexueller Tätlichkeit gegenüber seiner persönlichen Referentin öffentlich geoutet. In seinem Unverständnis und der Rage kanalisiert er seine Schüchternheit, die ihm aus Kindertagen bekannte Schauspiel-

grösse überhaupt anzusprechen neu und kapriziert seinen Frauenhass auf das Bild einer scheinbar über allem schwebenden Lichtgestalt und zielt auf die Person dahinter. Nach einem Scharmützel und der entschuldigenden Versicherung, die Brachialworte dann doch nicht so gemeint zu haben, versöhnen sich die beiden via selbstmitleidiges Wundenlecken und wiegeln sich, verbal wild um sich schiessend gegenseitig dazu auf, die ungeheure Frechheit dieses Opfers, sein Leid zu thematisieren, als unreif, krankhaft und ähnliches abzukanzeln. Rebecca wollte immer «stark sein wie ein Mann» und behauptet frivol, sie habe ihre früh erlittene Vergewaltigung ja auch emotional unbeschadet weggesteckt, die heutige Jugend sei einfach nicht mehr dazu fähig, ihre vermeintlich natürliche Last in Würde zu (er-)tragen. In einer Art self-fulfilling prophecy katapultieren sie einander in eine wiedererstarrende Selbstvergewisserung. Erst unter dem Deckmantel der Verschwiegenheit gestehen beide je eine zurückliegende und für eine Schwäche gehaltene Entgleisung vom sogenannten rechten Weg. Yana Ross lässt die Musikerin Madga Drodz das Angebot eines Versöhnungsansatzes mit den Zielen des Feminismus vorlesen, was in seiner Didaktik recht verquer wirkt, aber Ängste wie Geister zu vertreiben sucht. Die Figuren erkennen in diesem Geflecht keinerlei Zusammenhänge, obs das Publikum schafft? *froh.*

«Liebes Arschloch», bis 28.12., Schauspielhaus, Zürich.

Schönreden

Regula Esposito alias Helga Schneider hat sich das positive Denken ergo die eigene Widerständigkeit jahrezehntelang bewahrt. Das hilft ihr jetzt über ihre aktuelle Misere hinweg.

Auf der Zielgeraden auf die 60 zu hat sie es dann doch noch hinbekommen. Sie, die im Dorf aufgewachsen ist, wohnt jetzt endlich in einer Stadt. Was so anpassungsfähig, vorwärtsschauend, bescheiden und friedfertig klingt, also typisch Frau, ist bei Licht betrachtet die pure Not. In einer Modernisierung geschuldeten Hauruckübung wurde sie aus ihrer Zürcher Wohnung vertrieben und fand allein in Mettmenstetten eine bezahlbare Bleibe. In einem Ort, wo Velos selbst dann nicht geklaut werden, wenn sie nicht abgeschlossen sind, wo das Einkaufen im Dorfladen zu einem Event stilisiert wird und der Blick aus ihrem Arbeitszimmer die bare Naturschönheit zeigt, wird eine aktiv betriebene Integration zur Herausforderung. Zumal ihr als Künstlerin also Halbpromi unter völlig falschen Voraussetzungen begegnet wird, weshalb sie in «Sweet & Sauer» zuerst grad mal zurechtrückt, wie so ein Tingeltangelben in ihrer Preisklasse aussieht. Zwischen Duschvorhang und Frühstücksflocken erhascht einen bald einmal das Grauen, was aber immer noch kein Vergleich ist mit ihrer

nahe an einen Ekel reichenden Abneigung von Staus. Aller Art. Am meisten natürlich, den im Kopf. Bei anderen. Nach Startschwierigkeiten, die sich zum Schluss als sehr langer Vorlauf für eine Pointe herausstellen wird, kehrt sie zu ihrer bewährten spitzen Weltbetrachtung zurück, um sich mit Vorliebe über die eigene Unzulänglichkeit ausholend über Nichtverständliches in der menschlichen Evolution Gedanken zu machen. Wassersommelière zum Beispiel, ein Beruf, so weit entfernt von Genuss und Rausch, dass nur schon dessen Existenz einem Affront gleichkommt. Der kleinen Empörung folgt die eigentliche über die Sinnhaftigkeit der Vermarktung, Verschiffung und einer sogenannten Veredelung eines Allgemeinguts, eines Grundrechts, einer knappen Ressource. Et voilà, da ist sie wieder, die erfrischend linksfeministisch-politische Giftspritze, die sich optisch als Heimchen tarnt und ihre verbalen Dolchstösse in nach automatisiertem Geplapper klingende Watte verpackt. So richtig durchschlagend hats mit der Integration also doch noch nicht geklappt, womit sie der grassierenden Forderung einer eilends zu bewerkstellenden, zuweilen gar unter Zwang beschleunigten von Menschen aus einem noch weiter entfernten Kulturraum als einer Stadtzürcherin im Säuliamt das Fundament unter den Füßen wegzieht. Das Damenräuschchen ist dabei übrigens das einzig Falsche während ihrer Charmeattacke. *froh.* «Sweet & Sauer», bis 17.12, Theater Hechtplatz, Zürich.



Mangellage

Eigentlich liegen alle Karten schon lange auf dem Tisch. Die fossilen Energien haben hierzulande ausgespielt, ihr Ende ist nur noch eine Frage einiger Jahre, AKW sind und bleiben weder erneuerbar noch

Wie immer geht es auch darum, den Schwarzen Verhinderungs-Peter weiterzugeben.

ökonomisch noch im Moment politisch durchsetzbar, es fehlt an Winterstrom, und es gibt eine Reihe von Rezepten, wie man Abhilfe schaffen könnte. Die meisten davon sind reine Interessenvertretung oder Machtgehabe, und es gehört auch zum Handwerk, dass man die Rezepte des Gegners zünftig abkanzelt. So zum Beispiel beim Solarexpress, wo die Linken schon seit Jahrzehnten sagen, dass man nicht nur fürschi machen muss, sondern sie sagen auch wie, nämlich mit Photovoltaik auf bestehenden Infrastrukturbauten, und sie haben auch nachgewiesen, dass das ausreichen würde. Aber das wäre ja nicht im Interesse derer, die den Solarexpress unbedingt über ein paar Naturschutzgebiete und Alpenwiesen rollen lassen wollen, oder die ihre sinnlosen AKW-Projekte im Nachhinein vergolden wollen, oder die vernebeln wollen, dass der Bundesrat

das Stromabkommen mit der EU vergeigt hat, oder die ganz einfach nicht zugeben können, dass die Mangellage so gesehen eine reine Drohkulisse ist. Und wie immer geht es auch darum, den Schwarzen Verhinderungs-Peter weiterzugeben, was dann so lustige Blüten trägt wie etwa den Hotelier Bodenmann, der in Zeiten steckengeblieben ist, wo das Schimpfen auf die Grünen noch geholfen hat.

Wir erleben eine verdrehte Art des Machtkampfs in verschiedenen Formen: Luftthoheit über den Stammtischen («Die Zuwanderung ist schuld!»), Kochen eigener Süppchen («Endlich können wir mal diese doofe Restwassermenge bodigen!»), oder taktisches Schwächen des Gegners («Der Landschaftsschutz schadet unserer Energiewirtschaft!»). Man gibt sich als Opfer («Uäääh! Denkverbot!») oder pflegt, wie Bundesrat Röstli, seine versteckte (Atom-) Agenda. Und natürlich war Wahlkampf, da ist eine Debatte sowieso unmöglich. Nur eines will man nicht: Das Problem anpacken. Was es denn erst zu einem macht. – Muss ich mich denn unbedingt wiederholen? Ich find's ja selber langsam langweilig: Stromsparerpotenzial von über 30 Prozent subito realisieren, Verschwendung subito abstellen, am einfachsten mittels Verboten, Elektroautos besteuern, kluge Konzepte wie etwa «ewz.solarzüri» schweizweit einführen, Solardachpflicht ausweiten, in Netzstabilität investieren,

Stromabkommen mit der EU schliessen, hab ich was vergessen? Ach ja: Klug wählen, aber das ist jetzt schon um die Ecke.

Wenn man am Wahlabend bestimmten Parteipräsidenten zugesehen hat, wie sie ganz süferli den Boden für neue AKW bereiten wollten, indem sie ominös von CO₂-freier Erzeugung schwadronierten, aber Atommüll damit meinten, dann ahnt man, wie mühsam die nächsten Jahre werden. Man kann zusehen, wie langsam, aber sicher am Framing für «Lösungen» gewerkelt wird, die weder nachhaltig noch ökologisch sein werden. Es stimmt schon: Der Ukrainekrieg hat unserem Mut zu möglichst lokaler und gänzlich fossilfreier Energieversorgung einen gewaltigen Dämpfer verpasst. «Versorgungssicherheit» ist wieder prägend auf der Agenda und wird zur Angstmache eingesetzt. Was dann so groteske Folgen hat wie diejenige, dass der Import von Flüssiggas sich als eine ökologische Katastrophe entpuppt, schlimmer noch als Kohle. Derweil nehmen die globalen Temperaturen weiter zu, und sogar das Ozonloch meldet sich zurück. Rückschritt statt blühende Landschaften. Und die

Mangellage bei der Zeit wird immer schlimmer.



Markus Kunz

Reklame



Bitte ausfüllen und
einsenden an:
P.S. Verlag, Hohlstrasse 216,
8004 Zürich oder
aboservice@pszeitung.ch

Ich bestelle

- Probeabo 5 Wochen kostenlos
- Jahresabo für 230 Franken
- Gönner:innenabo ab 300 Franken
- Abo für Menschen mit wenig Geld, 100 Franken

Name / Vorname

Strasse / Postfach

PLZ / Ort
